

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 20 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 91.

Montag, den 20. April 1914.

21. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Der bewaffnete Friede.

Von Emil Vandervelde.

Bismarck nannte einst das System des bewaffneten Friedens, unter dem wir leben, den unbeweglichen Krieg, den Krieg mit Goldstücken. Seit über 40 Jahren ist in Westeuropa kein Schuß losgegangen — außer gegen sich erhebende Arbeiter. Aber man kämpft mittels Rüstungen: Sobald ein Konflikt zwischen zwei Mächten oder Mächtegruppen ausbricht, vergleicht man die Stärke der in Betracht kommenden Heere, und je nach dem Ergebnis dieser Prüfung steigert man den Ton und die Forderung oder man gibt nach und verhandelt. Unter diesen Bedingungen muß jede Regierung, die ihr Ansehen behaupten, den Erfolg ihrer Diplomaten sichern, ihren herrschenden Klassen zu guten Geschäften verhelfen will, „stark sein“, möglichst viel Schiffe und Kanonen haben, um ihren Rivalen den Eindruck militärischer Ueberlegenheit zu machen. Daher werden, so lange die internationale Politik eine Räuberpolitik wie heute bleibt, die Rüstungen unvermeidlich wachsen, trotz der Leiden der Völker, der Proteste der Friedensfreunde.

Der französische Statistiker Thérion hat kürzlich gezeigt, daß die durchschnittliche jährliche Zunahme der Rüstungsausgaben der sechs Großmächte von 1883—1893 53,9 Millionen Frank war, von da bis 1907 145,4 und bis 1912 386 Millionen. Von 1883 bis 1912 stiegen diese Ausgaben von 3518 auf 8013 Millionen. Und da ein Teil der Militärausgaben sich in anderen Budgets verbirgt, kann man ohne Uebertrieb sagen, daß heute nur die Großmächte jährlich über 10 Milliarden Frank für Kriegsvorbereitungen ausgeben. Und bald werden diese ungeheuerlichen Zahlen weit überschritten sein. Die Regierungen beklagen das. Sie schlagen etwa, um ihren Parteigängern Freude zu machen, ein Ruhejahr für die Kriegswaffen vor. Sie schicken Gesandte zu einer neuen Haager Konferenz — aber sie sind stillschweigend einig, immer mehr den Krieg vorzubereiten, um, wie sie sagen, den Frieden zu erhalten.

Wir wollen an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln. Die Regierungen sind heute wie die Völker wirklich friedliebend. Durch die Vorbereitung des Krieges wollen sie sich alle Vorteile des Krieges sichern, aber den Krieg selbst fürchten sie. Anatole France sagte das sehr gut bei der Einweihung des neuen Brüsseler Volkshauses: „Im Grunde wollen in keinem Lande die Regierenden den Krieg. Aber sie wollen die Kriegsdrohungen. Die Kanone soll nicht losgehen, aber sie soll geladen sein. Die Gefahr soll stets vermieden werden, aber stets bestehen. Daher die ewigen Kriegsunruhen, die nach Belieben die Führer der Reaktionsparteien und die regierungsfreundlichen Zeitungen erregen. Die diese schändlichen Gerüchte verbreiten, glauben selbst nur halb und oft gar nicht daran, aber sie finden großen Vorteil darin, daß die Völker daran glauben. Politische und finanzielle Vorteile: Unter der Drohung des feindlichen Einbruchs ist ein Volk leicht zu regieren. Es verlangt keine sozialen Reformen. Es rassistiert nicht über Rüstungen und Kriegslieferungen. Es zählt ohne Murren bis zum Ruin. All das ist glänzend für die Syndikate von Finanzleuten und Industriellen, denen die patriotischen Schreden eine überströmende Quelle der Gewinne eröffnen. Man könnte ein Beispiel aus neuester Zeit aus einem Nachbarlande anführen.“

Wenn das so ist — und niemand zweifelt daran —, so liegt es auf der Hand, daß man nicht von oben her ein wirksames Vorgehen zur Aufrechterhaltung oder Verminderung der Rüstungen erwarten darf. Selbst die Staatsmänner, die mit Unruhe sehen, wie das Anwachsen der Militärausgaben mehr und mehr jede aufrichtige Sozialreform hemmt, müssen sich dem ehernen Geleise der militärischen Konkurrenz fügen. Sie müssen es machen wie die anderen, wollen sie sich nicht diesen unterwerfen. Aber wenn die Aktion von oben nur überreiche Beweise ihrer Ohnmacht geliefert hat, was soll man da von der von unten, der Aktion der Völker selbst, erhoffen?

Eines ist unbestreitbar: daß mehr und mehr die Völker, wenigstens von Westeuropa, den Krieg nicht wollen, Abscheu davor haben. Nur wollen sie ebensov wenig, daß ihre Grenzen verlegt, Menschen und Eigentum der Brutalität des Siegers ausgefegt werden. Und so lange Franzosen, Engländer, Deutsche, von denen vor allem der Friede Europas abhängt, noch nicht frei sind von der Furcht vor dem Nachbarn, nicht überzeugt sind, daß ihre „Erbsünde“ — die übrigens alle 25 Jahre wechseln — ebensov wenig wie sie Luft haben, sich zu schlagen: so lange werden sie alle Opfer, die man von ihnen für die Landesverteidigung fordert, fügsam auf sich nehmen. Mit dem einfachen Protest der Friedensfreunde

wird man den Rüstungskurs daher nicht abändern. Will man, daß die Völker nicht mehr im heimlichen Kriegszustande leben, so muß man ihre Berührungspunkte vermehren, sie von ihrem gemeinsamen Friedensverlangen überzeugen. Wenn man den Militarismus wirklich überwinden will, muß man ihn in seinen Ursachen angreifen, unaufhörlich die Provokationen der Sekspresse, die lärmende Propaganda der Kanonen- und Panzerplattenlieferanten, die nationalistischen Ableitungssuche der Reaktionsparteien kennzeichnen. Und vor allem gilt es, der kolonialen und imperialistischen Angriffspolitik, der eigentlichen Ursache der Verwirrung in Europa, eine Politik friedlicher Ausdehnung und freier Handelsbeziehungen zwischen allen Völkern entgegenzustellen.

Aber es genügt noch nicht, durch diese Propaganda eine freundlichere Stimmung zwischen den Völkern zu erzeugen. Die Völker müssen auch politisch stark genug sein, den herrschenden Klassen ihren Willen aufzuerlegen. Die große Schwierigkeit der heutigen Lage ist, daß es auf der einen Seite Länder gibt, wo die Demokratie nur ihrer selbst und ihrer Interessen bewußt zu sein braucht, um ihren Willen durchzusetzen, auf der anderen aber solche, wo das parlamentarische System nur in der Karikatur oder im Embryonalzustande vorhanden ist, wo das Wahlrecht nur engen Privilegiertengruppen zuteilt und die Sabelherrschafft allmächtig ist. Mirabeau schrieb 1788: Von Preußen hängt heute Krieg und Frieden auf dem Kontinent ab. Man kann heute dasselbe sagen: in dem Sinne, daß in dem im Grunde friedlichen Deutschland das einzige Hindernis des Triumphes der Demokratie, die durch Herkstellung der Autonomie die elsass-lothringische Frage lösen und der Politik brutaler Begehrlichkeit, wie sie sich in Kleinasien und Mittelafrika äußert, ein Ende machen würde, das alte Preußen ist, das Preußen der Metajisten und Junker. So wäre vielleicht der größte Sieg, den die Friedensbewegung in der Welt davontragen könnte, der Sieg des allgemeinen Wahlrechts in Preußen, die Umwandlung der preussischen Monarchie in eine parlamentarische wie in England. Aber es ist nicht etwa nur Preußen. In der anderen Mächtegruppe ist der Zarisismus, der nicht nur den Frieden bedroht, sondern alles, was unserer Zivilisation Wert gibt. Und in allen Ländern, selbst denen mit wirklicher Demokratie, ist es der Kapitalismus, ist es die Finanz, manchmal friedlich, aber immer militaristisch. Denn sie braucht den Militarismus zum Geschäftemachen und zur Verteidigung ihrer Interessen.

So ergibt sich die Folgerung: Unter welcher Form sie auch erfolge, jede Friedenspropaganda hat ihren Wert. Denn sie schafft Gegengewichte gegen die eigennütigen Geheeren der französischen Nationalisten, der englischen Jingoisten, der Alldutschen, der Schtrussen und anderer amtlicher oder regierungsfreundlicher Verbrecher, die heute in Europa ihr Wesen treiben. Aber ich wäre nicht Sozialist, wenn ich nicht hinzufügte, daß unter allen Organisationen, die für den Frieden arbeiten, die den Nobelpreis am meisten verdiente, der er noch niemals zuerkannt wurde: die sozialistische Arbeiter-Internationale. Sie bringt, geduldiger als jede andere, die Völker wirklich zusammen. Sie beseitigt die Landesgrenzen zwischen den Arbeitern. Sie betreibt eine planmäßige Aktion aller sozialistischen Parteien gegen den Militarismus. Sie sucht die europäischen Konfliktsfälle zu beseitigen, indem sie für Polen, Elsass-Lothringen, kurz für alle Völker das Recht der Selbstbestimmung fordert. Sie arbeitet für ein Programm, dessen Grundsätze sie während des Balkankrieges im Baseler Kongresse entworfen hat. Sie bekämpft die brutale Eroberungs- und Ausbeutungspolitik in Marokko, Libyen, Kleinasien. Und vor allem: sie bereitet die endgültige Lösung des Problems der internationalen Beziehungen vor, indem sie dahin strebt, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen, das kapitalistische System zu ersetzen durch die freie Genossenschaftlichkeit der Arbeiter. So wird die Internationale, wenn sie in diesem Jahre auf dem Wiener Kongresse ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert, das Recht haben, zu sagen: Der Sozialismus ist der Friede!

Der russische Adel und Finnland.

Alle Mächte in Rußland scheinen sich, seitdem Gorempkin den Posten des Ministerpräsidenten angetreten, zu einem gemeinsamen Angriff gegen Finnland verschworen zu haben, und die russische Regierung scheint für ihr chauvinistisches Programm in der finnländischen Frage in dem Kongreß des vereinigten russischen Adels, der neulich in Petersburg tagte, eine Stütze gefunden zu haben. Diese Unterstützung dürfte der Regierung recht unerwartet gekommen sein, denn die finnländische Frage stand gar nicht auf dem Programm des Kongresses. Sie

wurde von einem alten Anhänger des Generals Bobrikow, dem Geheimrat Korewo, einem der erbittertesten Feinde Finnlands aufs Tapet gebracht. Seine Ausführungen waren in dem bekannnten Ton gehalten: die russische Regierung wolle nur die Interessen des Reiches wahren, ohne die Autonomie Finnlands zu verletzen. Die Finnländer zeigten keine Loyalität, sie trieben eine pansinnische Agitation in den Grenzgebieten. In Finnland würden Vorbereitungen zu einem geheimen Aufbruch und zur Revolution betrieben. Rußland sei gezwungen, jährlich 60 Millionen für Finnland auszugeben und denke nicht daran, seine Entwicklung zu hindern. Diese Behauptungen und Beschuldigungen sind unzählige Male widerlegt worden. Trotzdem wurden die Ausführungen Korewos vom Kongreß mit stürmischem Jubel begrüßt. Einer der russischen Adlen schlug vor, daß man mit Finnland wie Murawjew mit Polen verfahren sollte. Dieser Mann, als der Henker Polens bekannt, wird in Rußland der Galgen-Murawjew genannt. Dem Kongreß gefiel das alles so sehr, daß er den Beschluß faßte, die ganze Provinz Wiborg solle dem Kaiserreich einverleibt und das finnländische Staatssekretariat in Petersburg aufgehoben werden.

Man könnte über den kriegerischen Adel lächeln, der als Stand betrachtet, sich in wirtschaftlichem Auflösungsstand befindet und den wütendsten russischen Nationalismus vertritt. Aber dieser Adel ist auch der Bannerführer der Bürokratie und hat eine unbedingte Machtstellung in der Verwaltung, der Armee, der Duma und dem Reichsrat. Deshalb bleibt seine Meinungsäußerung gegen Finnland nicht ohne Bedeutung und ist eine Stütze für die geplanten Maßregeln der Regierung.

Kofowtzow tat nichts zur Beschleunigung der Frage über die Abtrennung der zwei Wiborger Kirchspiele. Gorempkin betreibt die Angelegenheit mit der größten Energie, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellen. Man kann deshalb erwarten, daß die Frage bald genug der Duma übergeben wird. Die vierte Duma wird dann vor eine Probe gestellt sein, deren Ausgang man in Finnland mit größter Unruhe entgegensteht. Der Vorschlag wird wahrscheinlich in erster Linie durch militärische Gründe motiviert werden. Und man fürchtet, daß vor diesen auch die Opposition die Waffen strecken wird. Die Zusammenziehung der vierten Duma ist wie die ihrer Vorgängerin derart, daß Finnland von ihr nichts zu erhoffen hat.

Gegen dieses Land richtet nun die russische Regierung, von den Nationalisten unterstützt, ihren ganzen Haß und all ihre Kräfte, als wären seine friedlichen drei Millionen Einwohner Rußlands gefährliche Feinde. Die Autonomie Finnlands wird vernichtet, sein Gebiet zerstückt, und an der Spitze dieser Politik steht Nikolai II., der gleich seinen Vätern feterlich gelobt hat, die Verfassung dieses Landes aufrechtzuerhalten. Die spärlichen Stimmen, die sich in Rußland gegen diese verbrecherische, für Rußland selbst schädliche Politik erheben, gehen unter in dem allgemeinen Geschrei nach Finnlands Vernichtung.

In einem Heftartikel gegen Finnland behauptete jüngst eins der reaktionären russischen Blätter, daß Finnland sich rüste, ein Militärlager für deutsche und schwedische Armeen zu werden. Der Verfasser dieses Artikels wäre der Wahrheit näher gekommen, wenn er gesagt hätte, daß Rußland mit seiner Politik in Finnland eine Stimmung vorbereitet, die zur Folge hat, daß Finnland mit Begeisterung einen Befreier begrüßen würde, ob er von Westen oder Süden käme. Das sind die Früchte dieser Politik der Kurzsichtigkeit und des Hasses, zu der das Bündnis mit Frankreich und die Entente mit England beigetragen haben, jenen beiden Ländern, die vor allem dazu berufen wären, ein Bollwerk der Freiheit und ein Schutz der kleinen Nationen in unserem Weltteil zu sein.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Statthalter v. Dallwig — Minister v. Loebeck.

Die elsass-lothringische Statthalterfrage scheint endlich gelöst worden zu sein. In später Abendstunde des Sonnabend verbreitete Wolffs Depeschsbureau die Meldung aus Korju, der Kaiser habe auf Vortrag des Reichskanzlers das Abschiedsgesuch des Statthalters Grafen von Wedel unter Erhebung desselben in den Fürstenstand zum 1. Mai dieses Jahres genehmigt. Zum Nachfolger des Grafen von Wedel sei der Staatsminister v. Dallwig ausersehen, an dessen Stelle der Wirkliche Geheime Rat von Loebeck das Ministerium des Innern übernehmen soll.

Also hat der ehemalige Kanalrebell, der als Landrat auf kurze Zeit in die Verbannung geschickt wurde, um dann um so schneller Karriere zu machen, das höchste Amt erklommen, das in Elsaß-Lothringen zu vergeben ist. — Mit Freuden sieht die Arbeiterschaft den preussischen Polizeiminister gehen; ist mit ihm doch die preussische Reaktion, die unter seiner Amtstätigkeit sich so scharf zugespitzt hat, eng verbunden gewesen. Ebenso bedauerlich aber ist, daß Elsaß-Lothringen jetzt mit diesem Manne beglückt werden soll.

v. Dallwitz ist der Mann der Ostelbier und Junker; diese sehen ihn deshalb ungern scheiden. Sie hoffen aber sicher schon im Stillen, daß er nur Plag gemacht hat dem Berliner Polizeigewaltigen Herrn v. Jagow. Vorläufig soll allerdings der Plag des Herrn v. Dallwitz von Herrn v. Loebell ausgefüllt werden. — Die Liberalen schwelgen bereits in der Hoffnung, daß nunmehr die preussische Wahlreform in Angriff genommen werden wird, nachdem Dallwitz als Hindernis dieser Reform beseitigt ist. Wir hegen diese Hoffnung nicht, denn noch müssen die Massen der Bevölkerung das nötige Feuer hinter diese Reformarbeit machen. Aber zur Aufrechterhaltung der Massen hat Dallwitz sein gut Teil beigetragen. Er war nicht nur ein Gegner jeder Wahlreform, sondern sein Haß gegen die Arbeiterbewegung, wie dieser in dem Kampfe gegen die Jugendbewegung und im Bunde mit Jagow gegen die Gewerkschaften zum Ausdruck kam, sichern ihm ein bleibendes Andenken in den Herzen der Arbeiterschaft.

Während die liberalen Organe vom Sonntag für den Polizeiminister noch keine Abschiedsworte gefunden haben, ist in den konservativen Blättern die Trauer um Dallwitz tief. Er war ja einer der Ihrigen! Ihm werden jetzt riesige Lorbeerkränze gewunden. Den Gipfel erklimmt hierbei der „Berl. Lokalanzeiger“, das neue Regierungsorgan, der das Lob des preussischen Polizeiministers in den höchsten Tönen singt. Einige Sätze mögen das Geschreibsel charakterisieren: „Wer die Verhandlungen im Landtage verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß sich die Klagen über die Anwendung des Vereins- und Versammlungsgesetzes, über angebliche Wahlbeeinflussung durch Landräte und sonstige Beamte, unter Herrn v. Dallwitz Amtsführung nicht vermehrt, sondern vermindert haben... Seine Tätigkeit in der nord-schleswighischen und in der Dänemarkpolitik war die Fortsetzung einer überkommenen Erbschaft... Sein Auftreten im Parlament war bei aller Entschiedenheit, wo es sich um die Wahrung der Autorität des Staates und des Königtums handelte, doch entgegenkommend verbindlich...“ Doch genug davon; wir kennen v. Dallwitz besser. Auch wird er bleiben, was er war. Und daher haben die Elsaß-Lothringer als fortschrittlich denkende Bevölkerung nichts Gutes von ihm zu erwarten.

Die echten Preußen unter sich.

Die echten Preußen, die im Preußenbund vereint sind, hielten am 17. ds. Mts. einen Preußentag in Halle ab. Leiter der Veranstaltung war Generalmajor z. D. Rogge. Wolfgang Eichenhart-Raumburg sprach über „die demokratische Gefahr und den preussischen Staat“ und Fabrikbesitzer Dr. Wildgrube-Dresden über „Preußen und das Reich“. Eichenhart malte die demokratische Gefahr in den heißesten Farben und empfahl: Man beuge ihr vor, indem man den einzelnen Bundesstaaten ihr antidemokratisches Wahlrecht zu erhalten suche. Der demokratische Parlamentarismus, wenn er je das Heft in die Hand bekommen sollte, würde gar nicht in der Lage sein, die Deutschen in einem gemeinsamen Staate zusammenzuhalten. Eine demokratische Parteiherrschaft würde die Zerstückelung der deutschen Einheit zur Folge haben.“ Dr. Wildgrube sang das hohe Lied des preussischen Militarismus und der preussischen Reaktion. „Was würde aus unserer Politik werden, wenn sie vom Reichstagsgeleitzberichter beeinflusst würde? Ein demokratisch reformiertes preussisches Wahlrecht würde auch im Abgeordnetenhaus die heftigsten Kämpfe entzünden um die vitalen nationalen Güter.“ — In dieselbe Kerbe hieben die Diskussionsredner Rechtsanwalt Dr. Straßer-Heidegg, Eisenbahnwerkmeister a. D. Bothe, Oberleitnant Raciuss-Striegau und Fabrikdirektor Ernst-Brandenburg.

Im Hinblick auf den berühmten Preußentag vom 18. Januar hat der Preußenbund an Draufgängerium wesentlich nachgelassen.

Spionkerberei.

Und wieder einmal ein halbes Duzend Personen in den Verdacht, die man im Verdacht hat, für Frankreich Spionage in Deutschland getrieben zu haben. In Reuthebach wurden drei Franzosen verhaftet, ein Pariser Rechtsanwalt und zwei Studenten aus Etienne. Man hatte sie dabei abgefragt, wie sie auf den Festungswällen photographische Aufnahmen machen wollten. Die Verhafteten, die behaupten, auf einer Bergspitztour zu sein, und lediglich landwirtschaftliche Aufnahmen machen wollten, sind noch in Haft. Die Akten über das Verhör sind an das Reichsgericht nach Leipzig geschickt worden. — In Mainz wurden weitere zwei Franzosen verhaftet, die sich angeblich als Hausierer dort aufhielten. Auch hier besteht der Verdacht der Spionage. Endlich ist ein französischer Freiwiler, der während der Osterferien im Taunus landete, mit Verhaftung belegt und mit samt den Akten in den Behörden eingeliefert worden. Das Kriegsministerium hat den Verhafteten noch nicht freigegeben.

Zeitschrift über den Bauerschwindel.

Im Reichsanzeiger des Innern ist die längst angekündigte Zeitschrift über den Bauerschwindel fertiggestellt worden. Sie wird dem Reichstag nach den Ferien zugehen. Die Kosten dieser Zeitschrift belaufen sich, wie verheißt,

auf 60 000 Mk. Aus einer ganzen Anzahl Großstädte, namentlich aber aus Berlin ist Material beigebracht worden über die enormen Verluste, die die Lieferanten durch Bauerschwindler erlitten haben.

Früherer Reichstagsbeginn und Freifahrtkarten.

Abgeordneter Bassermann tritt in den „National-liberalen Beiträgen“ für eine frühere Einberufung des Reichstages ein, „nicht um noch länger in Berlin zu sitzen“, sondern deshalb, damit die Verabschiedung des Etats vor dem 1. April sichergestellt werden kann. Wenn der Reichstag am 15. November mit der ersten Lesung des Etats beginnen kann, dann ist das Plenum in der Lage, noch vor Weihnachten den Etat des Innern, neben ersten Lesungen zu erledigen. Die Budgetkommission aber kann noch vor Weihnachten den Militäretat durchberaten. Auf die Frage der Freifahrtkarten übergehend weist Herr Bassermann darauf hin, daß es eine kleine, schrittweise Maßregel ist, dem Reichstag die Freifahrt für die Ferien zu verweigern, und er fährt dann fort:

„Dabei ist ferner das eine hervorzuheben, daß die Verfassung der Freifahrt den Unbemittelten und weniger Bemittelten trifft. Sie ist eine plutokratische Maßregel. Wer mit Glücksgütern gesegnet ist, leidet nicht darunter. Wenn nun gar die frühere oder spätere Erledigung mancher parlamentarischer Arbeit mit der Frage Schluß oder Vertagung zusammenzuhängen scheint, dann wird es der Herr Reichskanzler verstehen, daß die Abgeordneten den gegenwärtigen Zustand als etwas Unwürdiges, und zwar für Parlament und Regierung, empfinden und den dringenden Wunsch haben, daß der sorgsam wägende Leiter unserer Reichspolitik sich dem Gewicht dieser Gründe nicht verweigert und dieser sich ewig wiederholenden Klage Abhilfe schafft.“

Ein Dämpfer.

Im „Tag“ war der Vorschlag gemacht worden, die Ueberüberschüsse der dritten Wehrbeitragsrate zur Bestreitung der einmaligen Ausgaben für eine kommende Rüstungsvorlage zu verwenden. Diesem Vorschlag treten die, offenbar vom Reichskanzler inspirierten, „Berliner Politischen Nachrichten“ entgegen. Sie weisen darauf hin, das ein etwaiger Mehrbetrag des Wehrbeitrages zur Kürzung des letzten Drittels bereitzustellen ist. In dieser gesetzlichen Bestimmung werde der Reichstag schließlich etwas ändern lassen wollen. Die Notiz besagt dann weiter:

„Uebrigens ist die Bestimmung zustande gekommen unter der Voraussetzung, daß der Ertrag des Wehrbeitrages über die vom Reichstag angenommene und zur Grundlage der Finanzierung des Wehrgesetzes gemachte Summe von 1200 Millionen Mark noch hinausgehen werde; es ist dies aber nach wie vor eine zweifelhafte Sache und wird es noch auf lange hinaus bleiben, weil voraussichtlich erst im Herbst die ersten zuverlässigen Ergebnisse der Veranlagung auf Grund des Wehrbeitrages vorliegen werden. Mithin dürfte, wenn wirklich die Möglichkeit neuer Ausgaben für Wehrzwecke in Betracht käme, zur Bestreitung eines solchen neuen Bedarfs mit einer finanziellen Beihilfe aus der letzten Rate des Wehrbeitrages, über deren Verwendung im Rahmen des bereits bekannten Bedarfs der Etat für das Rechnungsjahr 1915 zu verfügen hat, jedenfalls nicht gerechnet werden.“

Vielleicht daß die Aussicht auf neue Steuern oder etwa auf einen neuen Wehrbeitrag etwas lindernd auf das Rüstungsfieber einzuwirken geeignet ist.

Nationalliberale Abjage an die Konservativen.

Der Führer der sächsischen Nationalliberalen, Landgerichtsdirektor Hettner, kommt im „Leipziger Tageblatt“ noch einmal auf die von den Konservativen angestrebte Sammlungspolitik zurück, die von den Nationalliberalen nun endgültig abgelehnt wird. Herr Hettner verweist auf die alte Kartellpolitik, die gerade in Sachen völlig verjagt habe. Nachdem außerdem der konservative Führer, Geheimrat Opik, die Nationalliberalen der Verbindung mit den Sozialdemokraten bezichtigt habe, sei die Frage eines Zusammengehens mit den Konservativen gar nicht mehr diskutabel.

Späte Einsicht.

Die Betrugsblätter in Trier schreiben in ihrer jüngsten Nummer:

Der Sozialdemokratie sagt man Terrorismus nach, aber sie duldet doch in ihrer Mitte die Revisionisten. Wer sich aber als Katholik der Erklärung des Zentrumskreisvereins nur insoweit unterwerfen will, als diese Erklärung übereinstimmt mit der päpstlichen Enzyklika singulari quadam und mit der Enzyklika past condy, ein solcher Katholik wird heute aus dem Zentrum ausgeschlossen.

Schweden.

Die Wahlen. Nach der bisherigen Zählung der Stimmen für die Wahlen der Zweiten Kammer sind gewählt: 75 Rechte, 67 Sozialdemokraten und 59 Liberale. Die Rechte hat 19 Sitze gewonnen und einen verloren, die Sozialdemokraten haben 12 gewonnen und 4 verloren, die Liberalen haben 25 Sitze verloren. In der aufgelösten Zweiten Kammer saßen 102 Liberale, 64 von der Rechten und 64 Sozialdemokraten. Die Verhältnisse werden jetzt dahin gehen, daß die beiden Flügelparteien verstärkt, die Liberalen im selben Maße geschwächt in die neue Kammer einzuziehen werden, daß nämlich die drei Parteien einander an Zahl beträchtlich näher rücken werden. Wie weit dieser Ausgleich gehen wird, davon werden schon die nächsten Tage Bescheid geben.

Österreich-Ungarn.

Diplomatische Unterhaltungen. In dem bekannten Bedeort Abbazia an der dalmatischen Küste waren die Minister Oesterreich-Ungarns und Italiens, die die auswärtige Politik ihrer Staaten leiten sollen, einige Tage beisammen. Die große bürgerliche Presse brachte täglich lange Depeschen über die Zusammenkünfte der Minister, Depeschen, die leider den Fehler hatten, bloß zu sagen, was die Diplomaten wohl

hätten abmachen können, nicht aber das, was sie wirklich abgemacht haben. Daß sich die Verhandlungen hauptsächlich mit Albanien und mit der Haltung, die gegenüber Griechenland einzunehmen sei, beschäftigt haben werden, ist ziemlich selbstverständlich; nur weiß man nicht, welche Politik nun eingeschlagen werden soll.

Frankreich.

Der Aufruf zum den Wahlen. Am kommenden Sonntag finden die Kammerwahlen statt. Unsere Partei hat alle Vorbereitungen getroffen; etwa 450 Kandidaten sind von ihr aufgestellt worden. Die Kandidatenfrage ist in Frankreich schwierig zu lösen. Erstens kann jeder Kandidat nur in einem Wahlkreise kandidieren, so daß oft alle tüchtigen unabhängigen Kräfte eines Departements für die Agitation kaum ausreichen. Außerdem sind die Wähler gewohnt, mit den Kandidaten persönlich Fühlung zu nehmen, was einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Geld verlangt. Von den 601 Wahlkreisen wird die Partei trotzdem in zirka 500 mit eigenen Kandidaten in den Wahlkampf eintreten. Von den bisherigen Abgeordneten hat nur Genosse Dr. Meister krankheitshalber auf eine erneute Kandidatur verzichtet. Die allermeisten haben sehr günstige Aussichten auf eine Wiederwahl; nur ein halbes Duzend Mandate erscheinen ernstlich bedroht. Dagegen hat die Partei die begründete Hoffnung, mehrere Wahlkreise, die sie früher besessen, zurückzuerobern und noch Neuland hinzuzuerwerben. So haben unter anderen die Genossen Redakteur Jean Bonquet, der älteste Enkel von Karl Marx, und Pierre Renaudel, der verdienstvolle Chefredakteur der „Humanité“ unseres Zentralorgans, die besten Aussichten, diesmal in die Kammer zu kommen. Unter den Genossen im ganzen Lande herrscht ein freudiger Kampfesifer und große Siegeszuversicht. Die klare, präzise Stellungnahme der Partei macht überall, namentlich aber unter den Kleinbauern, den besten Eindruck. Tausende von Wählern wenden sich ihr zu, weil sie allein im schmutzigen Wirrwarr der Parteien rein und blank und mit einem klaren, ehrlichen, unzweideutigen Programm dasteht. So kann sie für den 26. April auf einen sehr bedeutenden Stimmenzuwachs und wohl auch auf eine Reihe von neuen Mandaten rechnen. Vor vier Jahren fielen auf die sozialdemokratischen Kandidaten etwa 14 Millionen Stimmen. Gewählt wurden 75 Abgeordnete, davon etwa die Hälfte im zweiten Wahlgange. Während der Legislaturperiode wurden sechs Abgeordnete aus der Partei ausgeschlossen, vier andere verstarben und bei den Nachwahlen konnte die Partei nur eines dieser Mandate behaupten; dagegen brachten die Nachwahlen im Laufe der Legislaturperiode zwei neue Mandate der Partei, so daß die Fraktion am Schlusse der Legislaturperiode 68 Mitglieder stark war.

Amerika.

Der Streit um den Salut. In der lächerlichen Geschichte, die er durch seine Plattenmobilisierung angerichtet hat, zeigte der nordamerikanische Präsident Wilson den ganzen kleinlichen Eigensinn, der diesem früheren Professor anhaftet, und der viel gewichtere Huerta benutzt das geschickt, um den nordischen Widerfächer immer tiefer in die Sackgasse hineinzutreiben. Die neuesten Depeschen berichten:

Die nordamerikanische Regierung ließ am Freitag durch ihren Geschäftsträger O'Shaughnessy dem Präsidenten Huerta die Warnung zugehen, daß sie sich auf keine weiteren Argumente einlassen werde. Die Verweigerung des Saluts würde ernste Folgen nach sich ziehen. Huerta habe die ursprüngliche Forderung des Kontreadmirals Mayo bedingungslos anzunehmen. Eine Frist wurde Huerta nicht gestellt.

Huerta soll in Begründung seiner Forderung, sein Salut müsse Schutz um Schutz erwidert werden, dem amerikanischen Geschäftsträger O'Shaughnessy mitgeteilt haben, daß der mexikanische Salut, wenn er nicht Schutz um Schutz erwidert werde, seitens der Amerikaner vielleicht überhaupt nicht erwidert würde, was die mexikanischen Truppen in eine demütigende Lage bringen müßte.

Nach einem Telegramm aus Washington hat Huerta um 24stündige Verlängerung des Ultimatums. Präsident Wilson lehnte dies ab.

In England, wo man die klägliche Haltung Wilsons im Fall Benton geschickt benutzt hat, die Besetzung jedes Vorzugsrechtes der amerikanischen Schiffe im Panamakanal durchzudrücken, gibt man jetzt, nachdem das Gewollte erreicht ist, offener die Meinung kund, daß die amerikanische Politik bisher nur eine Verschlimmerung der Wirren in Mexiko verursacht hat. Sie hat, sagt der „Daily Telegraph“, mittelbar blutdürstige Schäfte wie Villa und Freiwiler wie Zapata unterstützt, im Vergleich zu denen Huerta als ein Ehrenmann erscheint, der überdies geschickt genug war, Amerika mehr als einmal in eine unbequeme Stellung zu bringen wie jetzt, wo er im regelrechten diplomatischen Verkehr mit Amerika sei, obwohl Amerika ihn nicht anerkannt habe. Die Forderung einer Abbitte und Ehrenbezeugung vor der amerikanischen Flagge komme einer Anerkennung sehr nahe. Die „Daily Mail“ hofft, daß Wilson dieselbe entschiedene Haltung, die er gegen Huerta eingenommen hat, nun auch gegen Villa und Carranza zeigen werde, die bisher seine Vorstellungen betreffs der an Benton und verschiedenen amerikanischen Bürgern begangenen Morde nicht im geringsten beachtet haben. Auch die „Times“ hebt den scharfen Gegensatz des amerikanischen Verhaltens gegen Villa und Carranza zu dem gegen Huerta hervor, der während der letzten 13 Monate eine hervorragende Höflichkeit und Selbstbeherrschung in seinem Verkehr mit Amerika gezeigt habe. Das Blatt fragt, ob die Vereinigten Staaten, wenn Huerta zum Rücktritt gezwungen wird, einen andern an seine Stelle zu setzen haben, oder ob sie darauf vorbereitet seien, mit eigenen Mitteln die Ordnung im Lande herzustellen. Wie es scheint, soll der Stütze den Amerikanern in vorsichtiger Form nahelegen. Huerta noch jetzt anzuerkennen.

Man sieht, Wilson hat sich durch seine teils vom Westrumkunft, teils vom Eigensinn diktierte Politik schon

Aus Lübeck und Nahbargenieten.

Montag, 20. April.

Achtung, Bauarbeiter! Wegen Differenzen haben alle Maurer auf dem Hochofenwerk ihre Arbeit eingestellt. Zugang ist deshalb streng fernzuhalten.

Der Zweigvereinsvorstand des Bauarbeiterverbandes.

Der Jahresbericht der Allgemeinen Ortskrankenkasse für Lübeck, den der Vorstand der am Mittwoch tagenden Ausschussung vorlegt, liegt uns vor. Einangs wird darauf hingewiesen, daß das Jahr 1913 für die Verwaltung und den Vorstand ein an Arbeit überreiches Geschäftsjahr war. Der Bau des neuen Verwaltungsgebäudes, die Hinüberleitung der Sektionen und der ganzen Verwaltungspraxis in das neue Recht und am Jahreschluß der Konflikt mit der Ärzteschaft, das alles ließ die Kassenorgane kaum zur Ruhe kommen. 5 Generalversammlungen, 34 Vorstandssitzungen und 42 Kommissionssitzungen waren zur Bewältigung der Aufgaben nötig. — Daß, wie der Bericht erwähnt, die Anfang Juni beschlossenen Kassenjahrgänge erst am 20. November die behördliche Befestigung erhielten, trug natürlich auch nicht dazu bei, daß die Geschäfte glatt abgewickelt werden konnten. Tatsächlich, das wußte wir aus eigener Erfahrung, mußten Vorstand und Generalversammlung eine kaum durchführbare Wahlhandlung akzeptieren, um nur die Sektionen in Kraft treten zu lassen und die neuen Kassenorgane — Ausschuss und Vorstand — bilden zu können. — Der Konflikt mit den Ärzten, der wesentlich durch die vom Leipziger Ärzteverband stipulierten hohen Honorarforderungen hervorgerufen wurde, ist durch das Eingreifen des Staatssekretärs des Innern und später durch Vermittlung des hiesigen Stadt- und Landamtes befristet worden. Das sofort um 25 Prozent und 1916 um 50 Prozent erhöhte Pauschale, ferner die durch das Ausstellen der von den Ärzten verlangten Krankenscheine und das Schreiben der Arztrechnungen durch die Kasse bedingene eine Belastung des Etats der Kasse, der die Beitragserhöhung, die die neuen Sektionen brachten, wohl kaum gewachsen sein wird. Betrug doch der Uebererschuß des Geschäftsjahres 1913 nur 27 571,27 Mk., dabei fielen der Kasse noch die Bestände der Gemeindekrankenkassen der eingemeindeten neuen Stadtbezirke im Betrage von ca. 17 000 Mark zu. Die Verwaltungspraxis in diesen neuen Stadtbezirken, sowie die Abwicklung der Geschäfte in den Landbezirken dürfte die Ausschüttung am Mittwoch beschleunigen. Somit ist uns bei Durchsicht des Berichtes noch aufgefallen, daß eine Statistik des Mitgliederstandes nach Klassen nicht gegeben wird, dafür finden wir auf Seite 11 neu eine Aufstellung der am 1. Januar 1914 noch existierenden Beiträge, die in der Krankenversicherung rund 40 000 Mk., in der Invalidenversicherung rund 20 000 Mk. betragen. Wir hatten die Höhe dieser Beträge für — bedenklich. — Die Arztkosten haben 1913 pro Mitglied 9,13 Mk. betragen, gegen 8,48 Mk. im Vorjahre, die Arznei erforderte in 1913 pro Kopf 7,87 Mk., 1912 5,91 Mk., die Behandlung der Familienangehörigen 1913 1,92 Mk., 1912 1,97 Mk., die Krankengelder 1913 pro Kopf 14,97 Mk., 1912 15,60 Mk. Allenfalls also eine kleine Besserung, die aber die Mehrkosten der in Anstaltspflege befindlichen kranken Mitglieder nicht aufwiegen konnten. Allein das Allgemeine Krankenhaus erhielt infolge der Erhöhung des Verpflegungssatzes im Jahre 1913 97 640,50 Mark gegen 58 529 Mark im Vorjahre; das sind im Vergleichsjahre 39 111,50 Mk. mehr. Die Ortskrankenkasse gab im Jahre 1913 für ärztliche Behandlung 238 331,24 Mk., für Arznei und sonstige Heilmittel 132 906,92 Mk., für Krankengelder 390 311,06 Mk., für Unterstützung an Wöchnerinnen 16 138,30 Mk., für Sterbegelder und Todesfall-Unterstützungen 25 175,30 Mk., für Kurz- und Verpflegungskosten an Heilanstalten 116 138,11 Mk., für Ersatzleistungen an Dritte 7866,68 Mk., für Sachliche und persönliche Verwaltungsausgaben 81 016,97 Mk. aus. — Durch die im Vorjahre erfolgte Neuregelung der Beamtengelder ist eine kleine Erhöhung der Verwaltungskosten pro Kopf festzustellen, die im neuen Geschäftsjahre durch die Belastung, die das neue Verwaltungsgebäude hervorruft, wohl noch beträchtlicher sein wird. Wir wollen hoffen, daß das neue Geschäftsjahr, das, was den Krankenstand in den ersten Monaten unbefangt, einen recht unharmonischen Auftakt machte, sich in seinem weiteren Verlaufe noch bessert, damit Kassenorgane und Verwaltung endlich die so nötige Ruhe erlangen.

Die höhere Mädchenschule von Fräulein Freese, die auf Staatskosten erbaut worden ist, wurde am Sonntag vormittag von Bürgerschaftsmitgliedern und sonstigen Geladenen besichtigt; nachmittags war sie einige Stunden dem allgemeinen Besuche freigegeben. Der stattliche Backsteinrohbau macht schon von außen einen freundlichen Eindruck, die Inneneinrichtung ist in mancher Beziehung geradezu ideal. Hier ist nicht an Raum gespart worden; breite Treppenaufgänge und Korridore mit praktischen Garderobeneinrichtungen machen freundlich an, die Klassenzimmer sind einladend, hell und mit künstlerischem Wandschmuck versehen. Das Konferenzzimmer des Lehrpersonals, eine stimmungsvolle Aula und schöne Turnhalle beweißen viel Geschmack, nicht minder die Räume der Schulvorkammer, die sich auf eigene Kosten eine Mahagonitrübe und Wandverkleidung leisten hat. Das Schulinnenjahr, das aus praktischen, der Hygiene entsprechenden Möbeln besteht, mußte Fräulein Freese selbst stellen. Somit hat der Staat nicht gespart, handelt es sich doch um eine Schule, die ausschließlich den Kindern der besserstehenden Kreise zugute kommt. In den oberen Stockwerken und hauptsächlich vom Mädchenkloster aus genießt man einen herrlichen Blick auf die Stadt. In einem solchen Schulhaus leben es Kindern, die auch zu Hause keine Not kennen, wohl gefallen und man braucht sich nicht zu wundern, wenn später die mit Willen erfüllten erwachsenen Töchter den Kopf schütteln über die Unzufriedenheit ihrer schwererarbeitenden Mitbewohner, wo sie — die höheren Töchter — es doch so schön auf Erden haben.

Die dritte Strafkammer am 19. April. Wie besser und das Zuchthaus wirkt. Seit einem 15. Lebensjahre hat der Täter B. nur wenige Jahre als freier Mann gelebt. Sobald er sich betätigt, geschah es, am wieder eingeworfen zu werden. Die erste Strafe ward als Knabe im Jahre 1898 mit 25 Monaten gegen ihn erkannt. Dann folgten der Reihe nach 18 Diebstahlstrafen von erheblichem Umfange, einige wegen Körperverletzung und als der Mut endlich gebrochen war, verlegte sich der aberrade Mann aus Versehen, das ihm auch etwa 20 Strafen entzogen. Einmal, dem Wollgangsklässe Besessener tücht in der Freiheit nicht wohl, schon bewegen, weil die Welt für derartige Menschen nicht fertig hat. Aus dem Gefängnis entlassen, begleitete B. einen Kameraden zum Tröbder und ließ bei öfter Gelegenheiten ein Päckchen für 12,50 Mark, das er für 2 Mark alsbald veräußerte. Der Angeklagte, der die Tischlerkunst wohl im Gefängnis erlernt hatte, hat, ihn doch in so hohem Maße damit er in seinem Beruf arbeiten könne, was im Zuchthaus nicht möglich sei. Diese Kunst wird ihm verlehrt, er wandert 1 Jahr ins Zuchthaus und erhält 5 Jahre Gefängnis. — Rückfalliger Verurteilung der 30jährige Schiffer A. zu Überwachen, zog es aber vor, den im Wege hängenden Gefangenengang einzupacken und auf das Raschläger zu verzichten. In seiner großen Freude entdeckte A. in den Taschen ein Perlemonnaie mit 42 Mark und ein Taschenmesser. Damit war die Hofe überfüllt; sie wie das leere Perlemonnaie flogen in eine Hecke, Rad und

Messer wurden verschont. Dieser Gaunerstreich bringt dem Angeklagten 4 Monate Gefängnis ein. — Für lange Zeit aufgehoben ist der Keller L., der im vorigen Sommer im Wirtschaft zur Herrensäule tätig war und als Kunden einige silberne Köffel und Gabeln mitnahm. Der 25jährige Mann ist mehrfach vorbestraft und erhielt kürzlich vom dem Schwurgericht zu Güstrow wegen Vergehens gegen § 177 des Str.-G.-B. unter Annahme mildernder Umstände 4 Jahre Gefängnis. Diese Strafe wird nun wegen des Silberbestahls auf 4 Jahre 9 Monate erhöht. — Herr von Geister als Hausmakler. Seit dem 6. Dezember v. J. befindet sich der 25jährige Schuhmachergeselle Pausch aus Leoben in Obersteiermark in Unterhüchungschaft. Als er ins Gefängnis eingeliefert wurde, zeichnete er sich als Haut ein, hatte auch eine auf diesen Namen lautende Invalidenkarte bei sich. Daffzloskopische Prüfungen in Weßlin ergaben, daß es sich um einen mehrfach wegen Schwindelverbrechen verurteilten v. Geister handelt, wenigstens ist er dort unter diesem Namen registriert. Heute befreit der Angeklagte, je falsche Namen geführt zu haben. Er bleibt dabei, wirklich Pausch zu heißen. Diese Wintertage benutzt der Querculant um das Vorstrafenverzeichnis unwirksam zu machen. Auf recht plumpe Art, aber immerhin erfolgreich, weil die Hereingefüllten zu gutgläubig waren, beschwindelte Pausch ein älteres Ehepaar um 88 Mark. Mit diesem bekannt geworden, durch seine Braut, gab er an, daß es ihm nicht allzu schwer falle, das Haus der Leute zu verkaufen, wenn ihm das nötige Geld zur Einleitung gegeben werde. Mit den ersten 28 Mark gab er ein kleines Injekt auf und brachte bald darauf einen Käufer, den er in Schwerin aufgetrieben haben wollte. Um diesen jungen Mann gefügig zu machen, mußte B. abermals 60 Mark haben, für die im Restaurant die launhaftige Stimmung erzeugt werden sollte. Der Mann war bereit, 3000 Mark anzuholen, wollte jedoch erst noch die Einwilligung seines Vaters holen. Diese Reise beabsichtigte auch der Hausbesitzer mitzumachen, doch mußte er erleben, daß der Käufer schon am Lindenplatz verloren ging und nicht mehr aufzutreiben war. Dem Schuhmacher wurden noch 5 Mark gegeben. In einer Wirtschaft setzte er sich telephonisch mit einem Schlichter in Schwerin in Verbindung, doch als auch die Frau einmal ein Wort durch den Draht sprechen wollte, war der Anschluß abgebrochen. Die Verbindung hatte gar nicht bestanden, B. hatte die Komödie vorgetäuscht. Der Kaufschilling war nicht etwa ein Kind reicher Eltern, wie der Schuhmacher glaubhaft machte, sondern ein von der Herberge zur Heimat gedungener Mann, der, wie die meisten Besucher dieses Lokals, nicht zu den Kapitalisten zählt. Das Ganze war eine raffinierte Schwindel, die dem Angeklagten zusammen mit der Unterhüchungschaft wird nichts angerechnet. B. will sie noch verlängern, da er eine höhere Injekt anrufen will.

Von einer Kreuzotter gekissen wurde der 13jährige Schüler J. a. v. in der Augustenstraße wohnhaft. Der Anschlag am Freitag mit einem Kameraden nach der Balmger Straße, wo sie sich an einem Tünnel zu schaffen machten. Hier erhielt J. a. v. einen gefährlichen Otterbiß in den Finger, der alsbald die Schwellung des Armes zur Folge hatte. Ein weites Stück schleppte sich der Knabe bis zum Bahnhöfchen fort, doch verließen ihn dort die Kräfte und Wiedererlangung traten auf. Drei Soldaten, die zum Scheiternstand oder auf Wache zogen, unterbanden die Hand und schickten den Kameraden nach Hause, um Hilfe zu holen. Dann marschierten sie weiter und überließen den erkrankten Knaben seinem Schicksal. Ein Musiker soll in einiger Entfernung vorübergegangen sein, und eine Zivilperson den Knaben gesehen haben, ohne irgendwelche Anstalten zu treffen. Am ja auch bemerkt zu werden, trotz der Kälte in die Mitte des Weges, wo er um 1/2 Uhr mittags von dem auf einem Rad herbeieilenden Vater bemühlos aufgefunden wurde. Als der Verletzte ins Krankenhaus eingeliefert wurde, war sein Zustand lebensgefährlich. Der Arm mußte von unten bis oben vollständig aufgeschnitten werden. Am Sonnabend abend war der Junge wenigstens soweit, daß Lebensgefahr nicht mehr bestand. Das Verhalten der Soldaten ist einfach unverständlich. Sicher waren sie mit bestimmtem Befehl auf dem Marsche und man kennt auch zur Genüge die Folgen für den, der einem Befehl zuwiderhandelt. Glauben sie, von ihrer Vorgesetzten nicht abzuweichen zu können, dann hätten sie zum mindesten den Begleiter in die Kaserne schicken sollen, wo entweder Hilfe herbeigeschafft oder der Fernsprecher hätte benutzt werden müssen. Wenigstens in Friedenszeiten sollte denn doch in solch gefährlichen Situationen ein Menschenleben mehr geschützt werden, selbst wenn einmal eine Viertelstunde die Ausführung des Befehls hinstangestellt wird. Von dem „menschenfreundlichen“, unbekanntem Zivilisten wollen wir ganz schweigen. Die Vorkommnisse beim Kommando über diesen einziartigen Fall brachte die Zuhörerung einer genauen Untersuchung. Es liegt natürlich nicht in unserer Absicht, die Soldaten, die unter dem Zwang militärischen Befehls gehandelt und in der Anordnung der notwendigen Direktiven einen Mißgriff begangen, bestrafen zu sehen. Was wir fordern ist nur, daß auch der Soldat in außergewöhnlichen Fällen, wie dem vorliegenden, nach Recht und Pflicht handeln darf, ohne befürchten zu müssen, dafür vielleicht noch bestraft zu werden.

Vom Automobil des Herrn Senator Pöschel überfahren und schwer verletzt wurde am Sonntag mittag in der Breiten Straße ein junger Angestellter des Zigarrengeschäfts von Niemeyer, Breite Straße. Der junge Mann war von seinem Chef beauftragt worden, bei Grube am Markt Einkäufe zu besorgen. Als er eben den Fahrdamm betrat, wurde er vom Automobil, welches in mäßigem Tempo ankam, erfaßt, zu Boden geworfen und am Bein, sowie am Kopf ansehend schwer verletzt. Der überfahrene wurde nach der Polizeiwache gebracht, wo ihm Dr. Feldmann einen Nothverband anlegte. Senator Pöschel brachte den Verletzten selbst nach seiner Wohnung.

Eine Karambolage zwischen Straßenbahnwagen und einem Fuhrwerk der Feuerungsmaterialienhandlung von Meyer ereignete sich heute morgen 10 1/2 Uhr in der unteren Hüßstraße. Die Deichsel des Lastwagens zerbrach und das Pferd erlitt leichte Kontusionen. Auch der Straßenbahnwagen erlitt kleine Beschädigungen.

Die Wasserwärme des Kanals untersuchte am Sonntag mittag 12 Uhr eine junge Dame, die in Begleitung anderer eine Kahnfahrt unternahm. Im Klughafen wollte sie eine Eisänderung im Boot vornehmen, wobei sie ins Wasser fiel, sich aber am Bootsrand noch festhalten konnte. Die Unvorsichtigkeit wurde wieder hereingezogen und aus Land gerudert, wo sie ein ärztlicher Kraftwagen aufnahm.

Prämierte Kaninchenzüchter. Auf der Oiern im Konzerthaus Lübeck stattgefundenen Kaninchen-Ausstellung erhielten nachstehende Züchter folgende Preise: W. Walter 3 Ehrenpreise, 2. 8. Preis und Lobende Anerkennung. A. Volow 2 Ehrenpr., 2. Pr. und L. A. N. Probst, Ehrenpr., 2. L., 2. 2. und 3. Pr. Ab. Weithal 2 Ehrenpr., 1., 2., 3. Pr. D. Krüger Ehrenpr., 2. 3. Pr. und L. A. Ad. Adelhöfer Ehrenpr. W. Johannsen Ehrenpr. C. Wigger Ehrenpr. Fr. Weger 1. und 2. Pr. G. Schnell 2. und 3. Pr. G. Voldt 2. und 3. Pr. J. Gädert 2. und 3. Pr. W. Dübner 2. Pr. G. Moldt 3. Pr. Ad. Bömig 3. Pr. J. Soros 3. Pr. Art. Nisch 3. Pr. A. Stetenbühr 3. Pr. J. Stokterfoht 3. Pr., L. A. und Zuchtspr. für besten M. W. J. Koster

2 L. A. N. Jürgen 2 L. A. N. Siehms 3. Pr. und L. A. W. Daniels 2. A. Sühndt 2. A. Für Produkte erzielte M. Walter und O. Krüger 1. und 2. Pr. für zu Kapullebgererbte Felle und aus Leder angefertigte Schuhe und Wertmonnaie. Frau C. Probst Ehrenpr. und L. A. für ausgefallene und selbstangefertigte Pelzgarnturen. Fr. Krüger Ehrenpr. auf 2 ausgefallene bunte Garnituren und 1 Knaben-garntur. Fr. Nisch 1. Preis auf eine Handtasche aus Silberfell.

Die Truffage für das deutsche Wirtschaftleben. Man schreibt uns: Der Verband zur Abwehr des Tabakrußes hat sich die Aufgabe gestellt, über die Truffage weitestgehende Aufklärung zu verbreiten und ladet alle Interessenten zu einer öffentlichen Versammlung ein, die am 21. April, abends 9 Uhr, im Konzerthaus „Fünfhäufen“ zu Lübeck stattfindet. Redner sind die Herren Verbandssekretär Carl Hesselbarth-Hamburg und Generalsekretär Georg Eiske-Dresden. Alles Nähere ist aus dem Anzeigenteil ersichtlich.

pb. Entwendete Kleidungsstücke. In einer, an der Untertrave belegenen Wirtschaft sind am 19. ds. Mts., nachmittags einem Gaste zwei neue, weiß- und blauegestreifte Barchenthemde, ein Paar neue graue wollene Strümpfe, und ein dunkler getragener Winterüberzieher mit schwarzen Hornknöpfen und schwarzem Futter abhanden gekommen und vermuthlich gestohlen worden.

Cutin. Zur Nachwahl. Den Verrätern der liberalen Sache in Cutin bei der Nachwahl schreibt ein Fortschrittler in den „Nachrichten für Stadt und Land“ folgende Mahnungen ins Stammbuch: „Die Sozialdemokraten werden sich stets sagen müssen, daß es dem Liberalismus ein größeres Opfer ist, mit ihm zu gehen, als umgekehrt. Die Liberalen stehen in der Mitte. Nicht alle Ohren bleiben taub für das ewig wiederholte, darum freilich nicht weniger falsche Rufes zum Kampf der Bürgerlichen gegen die Sozialdemokratie. Die Nachwahl in Cutin hat gezeigt, daß selbst unter schwierigen Umständen der größte Teil des fortschrittlichen Bürgertums die politische Situation begreift. Viele Wähler hängen aber heute noch viel zu sehr an wirtschaftlichen und örtlichen Interessen und sehen nicht weiter. Darin liegt das große Hindernis für weitestgehende bürgerlich-liberale Politik. Jeder sollte sich einmal klar zu machen suchen, wie schnell seine vermeintlichen, ihm wichtig scheinenden kleinen Interessen vom Wohlstand der Entwicklung zerrieben werden, und wie sehr der einzelne in allen seinen Betätigungen, in Leib und Wohl-ergehen von dem großen Gesicht der Nation, von der grundsätzlichen Gestaltung der Politik und Volkswirtschaft abhängt. Wer darüber nachdenkt, wird begreifen, wie kläglich ein liberaler Mann dasthet, der, ganz gleich aus welchen Gründen, glaubt, erklären zu müssen, nicht mit der Nachwahlparole in Cutin einverstanden zu sein, und dann — sehr wirkungsvoll — abtritt von der politischen Bühne. Man kann nur mit Kopfschütteln von solchen kurzschichtigen Philistern Kenntnis nehmen, das die Geschichte der Zeit und die Entwicklung der Menschheit so wenig versteht. Einen Tag vor der Wahl trat dann auch noch der Bund der Festbesoldeten in Cutin auf den Plan, um sich für v. Levechow zu erklären. Das war heidenhaft. Man steht rein da. Die Konservativen lachen sich ins Häutchen, daß ihre Moralpredigten bei den Beamten in Cutin so gut gewirkt haben, und werden weiter solche Lakaienrollen zu erziehen suchen, um mit deren Hilfe die Rute zu binden, mit der die Beamten in Schach gehalten werden. Der Beamte ist zunächst Mensch, dann Staatsbürger, und seine Beamtenstellung kann seine Rechte als Mensch und Staatsbürger nicht schmälern. Diesen Grundsatz werden die Beamten schwerlich mit Konservativen zur Geltung bringen können. Die Gruppe der Festbesoldeten in Cutin steht wohl ziemlich einig da, sie werden mit der Parole „Für v. Levechow“ kaum die Zustimmung irgend einer anderen Gruppe finden. Es war ja völlig unnötig, selbständige Stellung zu nehmen, das besorgten die politischen Parteien. Jedenfalls ist solche Kundgebung das beste Mittel, die Beamten schleunigt wieder auseinander zu treiben in mehrere Gruppen. Die große Masse der unteren und mittleren Beamten bedankt sich für solche selbstzerfleischende Parole, die jeden freien Staatsbürgersinn vermissen ließ. Das ist eine nach oben „national“ scheinende Politik des trunkenen Müllers, in Wirklichkeit ist es, wenn liberal und national eins ist, eine antinationale Politik. — Liberaler müssen sich bedanken, solchen Gegnern die Kasanien aus dem Feuer zu holen.“

Hamburg. Revolverattentat auf eine Verkäuferin. Der Hafenarbeiter Niewald versuchte die in der Steinstraße wohnende Verkäuferin Gerken zu erschließen. Er versuchte aber sein Ziel und schoß sich dann selbst eine Kugel in die Schläfe, an deren Verletzungen er im Krankenhaus verstarb. Durch die Untersuchung ist festgestellt, daß es sich um ein Eifersuchtsdrama handelt. Niewald hatte zu einer Verkäuferin Beziehungen angeknüpft, es kam aber wiederholt zu Streitigkeiten zwischen beiden, namentlich, weil das Mädchen sich weigerte, den L. zu ehelichen. L. war aus seiner in der Reimarusstraße belegenen Wohnung in die Wohnung des Mädchens, Steinstraße, gekommen, wo er seine Braut mit Gewalt zu sprechen versuchte. Das gelang ihm aber nicht. Er stellte sich nun bei der Jakobikirche auf und wartete, bis die Verkäuferin ihr Haus verlassen würde. Als das Mädchen seiner ansichtig wurde, wartete es die Vorüberfahrt eines Straßenbahnwagens ab und huschte, von diesem gedeckt, aus dem Hause. L. hatte die Erwartete aber bereits gesehen, er eilte ihr nach und holte sie an der Ecke der Schützenstraße ein. Er faßte sie am Arm und sagte: „Ich will Dir etwas sagen.“ In demselben Augenblick nahm er aus der Tasche den Revolver und gab aus nächster Nähe einen Schuß auf das Mädchen ab und feuerte auf die entsetzte Verkäuferin noch viermal, traf aber nicht das Mädchen, sondern den vorübergehenden Ewerführer Wöpp in den Fuß. Dann schoß er sich eine Kugel in die Schläfe. Als das Mädchen in seiner Wohnung angelangt war und das Jackett auszog, fiel die Kugel, die L. zuerst auf sie abgefeuert hatte, heraus. Niewald hatte übrigens einen Brief an das Mädchen geschrieben, der die Worte enthielt: „Laß Dich nicht auf der Straße sehen, denn dann erschieße ich Dich.“ — Von einer herabfallenden Lore ist erschlagen. Am Sonnabend nachmittag ereignete sich auf der Baustelle von Heitmann am Kuhdamm, bei der Eisenbahnbrücke, ein schwerer Unfall. Dort wurde der Arbeiter Stanislaus Much von einer herabfallenden Lore getroffen und schwer verletzt. Much kam ins Marienkrankenhaus, wo er kurz nach seiner Einlieferung starb.

Bremerhaven. Das Spielen mit dem Revolver. Zwei befreundete junge Leute, die sich in einer Wirtschaft am Bierisch gegenüber, unterhielten sich u. a. auch über einen Revolver, den einer von ihnen aus der Tasche zog. Blöthlich brachte ein Schuh und st er ben d. lauf der eine, ein Bäcker Rehberg aus Altona, vom Stuhl. Sein Gefährte wurde verhaftet.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nahbargenieten“, und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Böwig, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stellings Verleger: J. H. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Willy Bannow
Elisabeth Bannow (8278)
 geb. Kähler
 Vermählte.

Für die zahlreichen Aufmerksamkeiten danken wir allen herzlichst.

Ein junger Knecht
 für leichte Arbeit gesucht. (8295)
 H. Bade, Süßstraße 128.

Kochschneider
 gesucht. (8298) **Carl Gabbert.**

Wohnung zu vermieten.
 Preis 180 Mk. (8291)
 Näheres Wöbberstraße 7.

Guterhalten. Kinderwagen
 zu verkaufen. (8297)
 Dandestraße 90, II.

Zu verkaufen Schmiedewerkzeuge für die Volksschule. (8282)
 Friedensstraße 65.

Erbsen-Busch billig zu verkaufen.
Petersen, Henjefeld,
 Schnoorstr. 14. (8277)

Wohnbude
 zum Alleinbewohnen sofort billig zu verkaufen. Käufer kommt mit Abgaben auf 100 Mk. zu wohnen. (8287)
 Näh. Dornstr. 18 b, II. rechts.

Myrtenbäume
 werden gekauft. (8299)
 Moniastraße 26.

Umzugshaber vom 10. April
 Land zu verpachten, obere Dornstr. (8287)
 Näh. Dornstr. 18 b, II. rechts.

Ein Posten (8294)

Kleiderstoff-Reste
 wird billig abgegeben.

A. Studt, Fischergrube 25.

Achtung!
 Jeden Dienstag
Verkauf in
 Schwarzen auf d. Marktplatz feinste
 Goldpur, Kaktian, Agabarber, Rohl.
 (8288) **Johs. Boy, Fischhandlung.**

Neue eingetroffen:
Pflanz- und Eßkartoffeln,
 Gute Magnum bonum 100 Z 2,20 Mk.,
 10 Z 25 Z, lange gelbe frühe Juli
 100 Z 2,75 Mk., 10 Z 30 Z, gelbe Eier-
 form 100 Z 2,75 Mk., 10 Z 35 Z, blaue
 Gertant 100 Z 2,50 Mk., 10 Z 30 Z,
 rote Blauz u. Gylart. 100 Z 2,20 Mk.,
 10 Z 25 Z, Industrie 100 Z 2,20 Mk.,
 10 Z 25 Z, lange rote trumane 100 Z
 3,50 Mk., 10 Z 40 Z, frühe Moren 100 Z
 2,50 Mk., 10 Z 50 Z. Bei Abnahme n.
 mehr. 10 Z billiger, empf. (8296)
C. Prestin, Reichsbauerstr. 60

Diele Blumen pr. Pfd. 60 Z

fr. Kopf und Bein . . . Pfd. 20 Z

fr. Kirschen 30 Z

Giseln, frisch u. gew. . . . 50 Z

fr. Schmalz, b. Abm. u. 2 Z . . 65 Z

Karl Lahrtz, Wöbberstraße
 11-16.

nam. **M. Lahrtz.** (8298)

Ad. Hübner, Garmacher u.
 Goldarbeiter
 Fünfhausen 13 (102)
 Uhren, Gold- u. Silberwarenhandlg.

Geschäfts-Eröffnung.

Mit dem heutigen Tage eröffne ich in der (8292)

Kanalstraße 22 eine

**Kolonial-, Fettwaren- und
 Flaschenbier-Handlung.**

Bitte das geehrte Publikum von Lübeck, auch mich unterstützen zu
 wollen.

Geschäftend **Otto Lange.**

Die illustrierte

Maifestzeitung für 1914

ist jeben erschienen und jedem Partei-
 genossen ihres reichhaltigen Inhaltes
 :: :: wegen sehr zu empfehlen. :: ::

Preis 10 Pfg.

Dieselbe ist durch unsere Zeitungs-
 träger und -aussträgerinnen zu beziehen.

Buchhandlung Fr. Meyer & Co.

Johannisstraße 46.

Öffentliche Versammlung

Dienstag, den 21. April 1914, abends 9 Uhr
 im Konzerthaus „Fünfhausen“ zu Lübeck.

Redner: Verbandssekretär Carl Hesselbarth-Hamburg und
 Generalsekretär Georg Lisske-Dresden. 3279

Thema:

„Die Trust-Gefahr für das deutsche Wirtschaftsleben“

Freie Aussprache. — Eintritt frei.

Jedermann ist freundlich eingeladen.

Da die Versammlung in der Hauptsache dazu dienen soll,
 die Konsumenten über die ihnen vom Trust drohende Gefahr
 aufzuklären, so erwarten wir allgemeinen Massenbesuch.

Hansa-Bund, Landesgruppe Lübeck. — Lübeckischer
 Detaillisten-Verein. — Verein der Zigarrenladen-Inhaber zu
 Lübeck. — Zigarren-Fabrikanten-Verein Lübeck. — Verein
 für Handlungskommis 1858, Bezirk Lübeck. — Verband
 reisender Kaufleute Deutschlands, Sektion Lübeck. —
 Verband zur Abwehr des Tabaktrustes.



Achtung Mölln!

Vereine und Klubs, welche im
 Sommer Mölln besuchen und
 Müst wünschen, wollen sich an den
 Unterzeichneten wenden. Tadellose
 Bedienung wird zugesichert. Mel-
 dungen rechtzeitig an

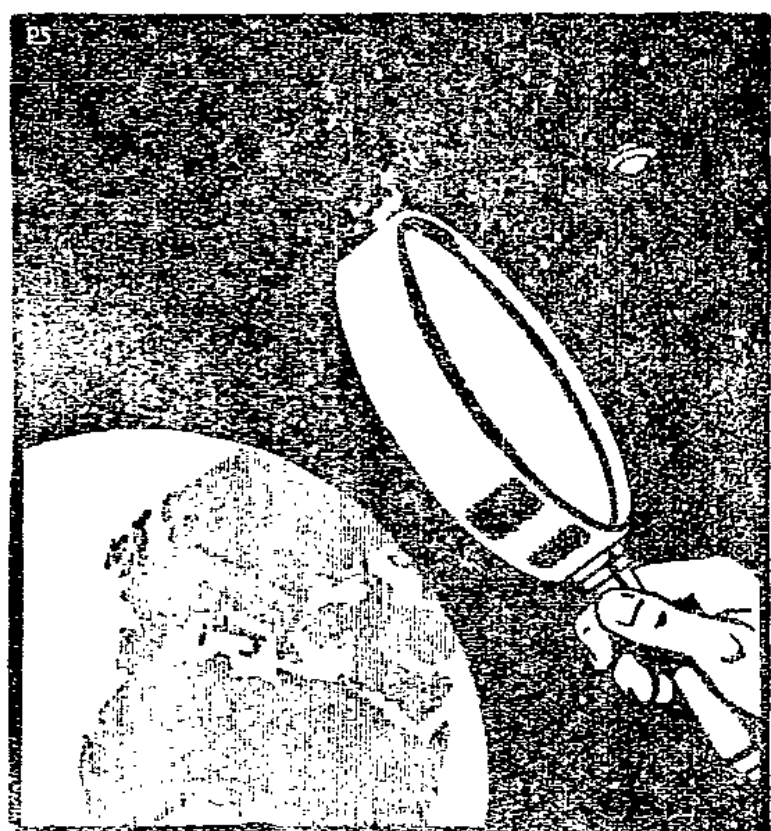
Wilhelm Albrecht
 3299) Hauptstraße 67.

Lüb. Mandolin-
 Club von 1911.
 Wiederbeginn d.
 regelmäÙ. Übung.
 am Donnerstag,
 d. 23. April 1914,
 abends 9 Uhr im
 Ref. „Su d. 3 Ringen“, Danfstr. 3.
 3. Programmwech. d. beste Gelegen-
 3. Mitgl. f. Mandol.- u. Guit.-Spieler.
 Unterricht f. Mandol., Guit. u. Laute
 i. Solo u. Duetten. „Gibson“-Mand.,
 d. beste d. Gegenw. Broschüre berei-
 3. Verfüg. (8284) Der Vorstand.

**Vereinigte
 Butterhändler**
 von Lübeck
 und Umgeg.

Allerfeinste Meiereibutter
 kostet Pfd. 1.40 Mk. (8296)

Visitenarten ff. Esfenbeinarten, 100 Stück von 1.00 Mk. an
Fr. Meyer & Co., Johannes-
 straÙe 46.



KOSMOS

Gesellschaft der Naturfreunde
 bietet für den geringen Jahresbeitrag von
nur M 4.80
 12 starke, reich illustrierte Monatshefte und
 5 naturwissenschaftliche Werke erster Autoren
Belehrend / Unterhaltend
 Treten Sie sofort bei oder verlangen Sie Pro-
 spekt bzw. Probeheft bei Ihrer Buchhandlung
 oder der Geschäftsstelle des Kosmos, Stuttgart

Deutscher Transportarbeiter-Verband.

Ortsverwaltung Lübeck.

**Gemeinschaftliche
 Versammlung**

am Mittwoch, dem 22. April
 abends 8 1/2 Uhr

im Gewerkschaftshaus, Johannisstr. 50-52.

Tagesordnung:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Abrechnung vom 1. Quartal 1914.
3. Bericht vom Kartell.
4. Bericht vom Gewerkschaftshaus.
5. Verschiedenes.

Der Vorstand.

NB. Das Erscheinen der Kollegen ist dringend
 erforderlich. D. O.

Achtung Schneider!

Mitglieder-Versammlung

am Dienstag, dem 21. April

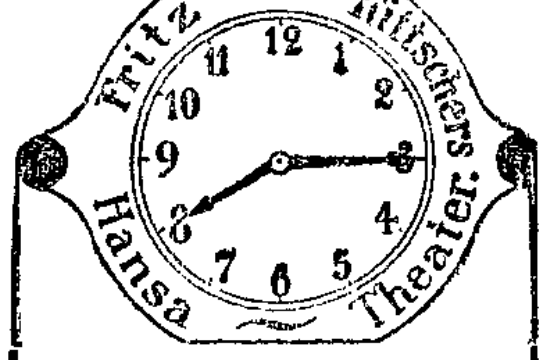
abends 8 1/2 Uhr

im „Gewerkschaftshaus“
 Johannisstraße 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung vom 1. Quartal.
2. Die diesjährigen Tarifverhandlungen vor den Unparteiischen.
3. Stellungnahme zur Gaukonferenz und Wahl der Delegierten.
4. Der diesjährige Gewerkschaftskongress und Aufstellung eines Kandidaten.
5. Marfeler.
6. Bericht vom Gewerkschaftshaus.
7. Verschiedenes. (8285)

Die Ortsverwaltung.



Vom 16. bis 30. April 1914:

Der schwarze Passagier
 des neuesten Flieger-Sketch.

Adolf Ernest
 Zauberkünster.

The 3 Calbas???

Margot et Jenny
 mit ihren hocheleganten
 elastischen Darbietungen.

Hartenstein-Gastspiel

Auf allgemeinen Wunsch ver-
 längert mit dem neuesten Schlager
„Der schöne Wilhelm“.
 Hartenstein in der Titelrolle.

Anfang an Wochentagen 8 1/4 Uhr.
 (8275) Sonntags 8 Uhr.

Gewöhnliche Preise.
 Vorverkauf bei Fr. Sager, Kohl-
 markt, und Fr. Nagel, Markt.

Verein der Musikfreunde.

Mittwoch, d. 22. April 1914
 abends 8 Uhr (8281)

**im Kolosseum:
 Vorletztes
 volkstümliches Konzert**

(Orchester 52 Musiker.)

Leitung:
 Kapellmeister Wilhelm Furtwängler.
 Solist: Herr O. Lössle (Trompete).

Operetten- u. Walzer-Abend.
 Zur Aufführung kommen u. a.:

Ouverture zu „Orpheus in der Unter-
 welt“ von J. Offenbach.
 Polpourri aus „Der Mikado“ von
 A. Sullivan.

Walzer aus „Der Graf von Luxem-
 bourg“ von Fr. Léhar.
 Großes Polpourri aus „Die Fleder-
 maus“ von Joh. Strauß.

Programm im Lübecker Konzert-
 Anzeiger.

Neues Stadttheater

Montag, den 20. April 1914:
 Anfang 8 Uhr. Ende 11 Uhr

Doktor Klaus.
 Lustspiel in 5 Akten v. Arronje.
 (8289) Mittelpreise.

Dienstag, den 21. April 1914:
 Abends 7 1/2 Uhr. Ende 11 1/2 Uhr.

**Letztes Gastspiel
 von Eva v. d. Osten:
 Lohengrin**
 von Rich. Wagner.
 Erhöhte Preise.
 Mittwoch, den 22. April 1914:
 Außer Abonnement. Mittelpreise.
 Anfang 8 1/2 Uhr. Ende nach 11 Uhr.
Grigri.
 Operette von Paul Linde.
 Mittelpreise.

Der alte Handlungsgehilfe.

Der alte Arbeiter ist heute kein Problem mehr. Man wundert sich zwar oft, wo eigentlich die ausgebildeten Soldaten der industriellen und kommerziellen Arbeiterheere bleiben, wenn der Kapitalismus ihrer überdrüssig ist und sie durch junge Kräfte oder billige Ausländer ersetzt. Aber dieses Ablegen selbst, dieses rücksichtslose Beiseiteschieben alter verbrauchter, im Dienste des Kapitals grau gewordene Leute ist längst zu einer Alltagserscheinung geworden, an deren Tatsächlichkeit nicht mehr gezweifelt werden kann. Dabei kommt es nicht einmal darauf an, daß einer tatsächlich alt ist. „Alt“ ist in den Augen des kapitalistischen Unternehmers jeder Arbeiter, der nicht mehr das größtmögliche Maß von Anpassungsfähigkeit besitzt, dessen Elastizität bereits ihren Höhepunkt überschritten hat. Bei Tausenden von Firmen besteht das ungeschriebene Gesetz: Wer die Vierzig überschritten hat, wird nicht eingestellt, bekommt keine Arbeit!

Vor einigen Jahren machten die Techniker ähnliche Erfahrungen. Obwohl diese infolge ihres Studiums durchweg erst sehr spät — mit 20 bis 25 Jahren — in ihren Beruf eintreten, tragen die Industrieherrn keine Bedenken, das kapitalistische Altersgesetz auf sie mit der gleichen Rücksichtslosigkeit anzuwenden. Bei einer Statistik der Berliner Eisenkonstrukturen wurde festgestellt, daß nach dem 35. Lebensjahre sich die Gehaltsätze bereits wieder in absteigender Linie bewegen, also nach zehnt bis fünfzehnjähriger Berufstätigkeit! Die Eintrittsfrucht hülte in Oberschichten, die zu dem Konzern der vereinigten Königs- und Laurahütte gehört, schrieb einem 35 Jahre alten Ingenieur, der sich bei ihr um eine Stellung beworben hatte:

Wir danken Ihnen bestens für Ihre Bewerbung und teilen Ihnen mit, daß wir derselben leider nicht entsprechen können, da Sie das nach unseren Verwaltungsbestimmungen zulässige Alter bereits überschritten haben.

Die Hüttenverwaltung.

Jetzt haben die kaufmännischen Angestellten das Thema aufgegriffen. Seit etwa einem Jahre wird das Problem des alternden Handlungsgehilfen bald von diesem bald von jenem Verbandsunterstützt, einige haben es sogar zum Gegenstand einer Verbandstagsberatung gemacht, ohne allerdings meistens zu der einzig möglichen Erklärung zu kommen. Dann hat die liberale Tagespresse sich der Sache bemächtigt und das „Berliner Tageblatt“ hielt die Angelegenheit für „interessant“ genug, um eine jener bekannten Umfragen zu veranstalten, bei denen allerlei zweifelhafte Interessenten plötzlich zu Sachverständigen und „hervorragenden Autoritäten“ avancieren. Selbst die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, das Organ der Feindbarone, hat der Frage kürzlich einen besonderen Aufsatz gewidmet und dabei entdeckt, daß die Not der älteren Handlungsgehilfen geradezu ein besonderer Abschnitt dessen geworden ist, was man so unter dem reichlich viel umfassenden Begriff der „sozialen Frage“ zusammenzufassen pflegt.

Der Verein für Handelskommis von 1858 hat seine Erhebungen in einer besonderen Schrift zusammengestellt, die jedoch, wie das bei diesen harmlosen Leuten selbstverständlich ist, keinerlei Konsequenzen aus den gemachten Beobachtungen zieht. Der Verein hat aus seinem Stellennachweis festgestellt, daß von je 100 Bewerbern im Alter bis zu 20 Jahren 63 Stellen für den konnten, von je 100 im Alter von 20 bis 30 Jah-

ren noch je 35, dagegen im Alter von 40 bis 50 Jahren nur 15 und von den über 50 Jahre alten nur 12. Ein Arbeitgeber, dessen Name leider verschwiegen wird, antwortete einem Bewerber, als er hörte, daß der Bestreffende über 40 Jahre alt sei, kurz und bündig, er habe keine Altersversorgung! Aber wie viele Prinzipale sind denn so „unvorsichtig“, so etwas zu schreiben? Die meisten ziehen es vor, mit einer höflichen Redewendung über den wahren Grund hinwegzuleiten, und dann läuft so ein armer Teufel mit den besten Zeugnissen, Kenntnissen und Erfahrungen von einer Firma zur andern, um überall den gleichen, unerklärlichen Bescheid zu erhalten, daß „zu unserm Bedauern einem anderen Bewerber die ausgeschriebene Stelle übertragen wurde“.

Aber das ist den Schwarzmachern schon zu viel! Diese Herren lieben es nicht, daß die Öffentlichkeit über die Brutalitäten des kapitalistischen Arbeitsvertrages aufgeklärt wird. Sie wünschen, daß man in der herrschenden Wirtschaftsordnung nur Glück und Sonnenschein sieht, und wünschend schreibt deshalb die „Deutsche Arbeitgeber-Zeitung“: „Nun ist es eine interessante Beobachtung, daß jedesmal, wenn die Arbeiterschaft irgend ein Agitationsmittel mit mehr oder minder Erfolg in Szene gesetzt hat, nicht lange darauf die organisierten Angestellten das böse Beispiel nachzuahmen beginnen. Kaum hat sich also die künstlich entfachte Erregung über die alten Arbeiter gelegt, als in der Presse ein neuer Lärm über den alten „jungen Mann“ erhebt. Es wird behauptet, daß auch in den kaufmännischen Betrieben die Gesplohenheit herrsche, die jungen Leute bis zum vierzigsten Jahre gründlich auszubilden und sie dann mit der scheußlichen Kaltherzigkeit, die nun einmal das ganze Wesen des Arbeitgebers auszeichnet, auf die Straße zu setzen.“

Darob sind die tapferen Herr nun entsetzlich erschrocken. In der begreiflichen Sorge, bei den Herren Chefs in Ungnade zu fallen und noch dazu wegen einer Sache, bei der sie sich doch wirklich nichts Ernstliches gedacht haben, beteuern sie in der neuesten Nummer ihrer Vereinszeitschrift, daß von solchen Schilderungen, wie sie die Arbeitgeber-Zeitung ganz zutreffend gegeben hat, „in den Kreisen der bürgerlichen Handlungsgehilfen nie die Rede gewesen“ sei, und mit weinerlicher Stimme rufen sie hinzu: derartige Behauptungen, auf die Allgemeinheit der kaufmännischen Betriebe angewendet, soll man uns erst einmal nachweisen. Nichts liegt den bürgerlichen Verbänden ferner, als solche agitatorischen Worte im Munde zu führen.

Nun freilich, wie sollten sie auch! Wer möchte es diesen willenlosen Harmonieverbänden wohl zutrauen, daß sie in irgend einer Frage die Interessen der Handlungsgehilfen vertreten. Ob man die Kaltherzigkeit, mit der die Unternehmer sich ihrer alten, verdienten Angestellten entledigen, nun „höflich“ nennt oder nicht, darauf kommt es freilich nicht an. Aber im übrigen gehört es tatsächlich zum Wesen des kapitalistischen Arbeitgebers, daß er seine Gehilfen nur solange beschäftigt, als es für ihn profitabel ist und sie dann kaltherzig auf die Straße setzt. Wer das bekennt, macht sich mindestens einer großen Täuschung schuldig! Dasselbe gilt für diejenigen, die, wie der „Handelsstand“, derartige Wahrheiten in dem Augenblick, wo der Arbeitgeber mit dem Finger droht, als „agitatorische Worte“ abtun und von sich weisen möchten. Derartige Äußerungen

eines echten Hasenmutes wirken direkt widerlich, wenn einige Zeilen vorher mit triegerischer Geistes erklärt wird: Gegen das Scharfmachertum, gegen die Unterdrücker der Handlungsgehilfenrechte werden wir uns stets mit Entschiedenheit wenden.

Mit dem Mund, jawohl. Aber wenn es Ernst wird, nein, schon wenn irgend ein Schreiberknecht des Kapitalismus die Feder zückt, fallen sie in die Knie und flehen um Vergebung.

Ohne Kampf ist aber keine Besserung unserer gegenwärtigen Zustände möglich. Von selbst rücken die Unternehmer nicht von ihren übermächtigen Rechten ab. Die Not der alternden Angestellten ist keine Angelegenheit eines einzelnen Berufes, sondern eine allgemeine Begleiterscheinung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, unter der die Techniker ebenso zu leiden haben wie die Handlungsgehilfen und die Arbeiter ebenso wie die Privatangestellten. Gemein same Not schafft gemein same Interessen und fordert gemein same Abwehr. Was dem einzelnen nicht möglich ist, dem solidarischen Kampf aller Arbeitnehmer kann es gelingen, das kapitalistische Ausbeutertum in seine Schranken zurückzuweisen.

Der erste Schulunterricht.

An die Eltern unserer ABC-Schützen.

Da sitzen nun die kleinen Kerlchen zum erstenmal in den ungefügen Bänken, auf den Brettern, die den Weg zur Bildung bedeuten: förmlich stolz und einer neuen Würde bewußt, schauen sie drein... ach, wenn sie wüßten, wie jeder Tag ein gut Teil abziehen wird von dieser ersten Schulglückseligkeit, und wie bald sie das Zerenglied werden schämen lernen!

Mit jeder dieser Umständlichkeit tramen sie in ihren Schulrängen, dessen Kleinstwert heute zum ersten und letzten Male tadellos in Ordnung ist; mit großen, neugierigen Augen betrachten sie die rauhgeschwarzte Wandtafel und das plumpe Katheder; ganz ernsthaft, ganz nachsichtiglich sitzen sie da, und die kleinen Herzen klopfen feierhaft in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Zunächst allerdings gibt der Lehrer sich wohl alle erdenkliche Mühe, ihnen das Schulgehen nach Möglichkeit zu versüßen. Da werden Bilder gesehen, Geschichten erzählt, Spaziergänge gemacht, schöne Lieder gelungen — aber bald nimmt die Herrlichkeit ein Ende. Da löst es aus mindestens fünfzig Rechten durch die Klasse: lo—ben. Lo ist eine Silbe. Was, sage du das, du auch, du, du! Seht her, paßt auf, was ich zuerst sage: lll—l ist ein Laut. Alle — du — du. Wer nennt mir auch einen Laut? Nun spricht alle die erste Silbe. Zusammen, zusammen! Es geht nicht, der Lehrer muß es erst wieder vormachen. Fragt er nun gar wieder nach dem ersten oder zweiten Laut, dann wird die Konfusion erst recht schlimm. Und nun erst Rechnen. Was wird da alles zusammenge— Finger, Griffel, Geister, Bänke, Lampen, Schafe, Kugeln fliegen nur so hin und her an der Rechenmaschine; jeder hat der Lehrer keine Zeit, aber wenn er jetzt einen kritischen Blick in die Augen seiner Schüler tun würde, es würde ihm da etwas entgegenleuchten, das mit Langeweile verzwirkelte Rechenarbeit hätte.

Eine dritte Stunde: Anschauungsunterricht. Der Lehrer will es recht gut machen und hängt den Kindern das Bild vom Knaben und Vogelneß an die Tafel. Da kommen allerdings zunächst fünfzig Köpfe und noch mehr Hände hoch. Als es dann aber immer wieder heißt: Sprich doch deutlich, sag es im ganzen Satz, da wird es wieder ruhig.

Im Satz? fragen hundert Kinderäugen. Der Lehrer muß es schließlich wieder vorsprechen. Das ist ein Vogelneß wird alsdann aus fünfzig frischen Rechten nur so herausgeschmettert. Nun ganz leise. Und nun betonen: Das ist ein Vogelneß. Und dann kommt der Knabe dran und muß dieselben Mühen erdulden. Endlich am Schluß der Stunde

Fürstin Pauline.

Roman aus der Zeit der Leibeigenschaft von Graf E. A. Salias.

Autorisierte Uebersetzung von Dr. Heinrich Rabe.

(22. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„So, so... Du bist also zum äußersten entschlossen?“
„Jawohl, Better, ich könnte sogar ein Verbrechen begehen,“ sagte sie leise, doch in dem festen, bestimmten Tone, welchen man bei ihrem Vater gewohnt war.

Wiederum trat eine lange Pause ein.
„Antworte mir, Better, kannst und willst Du mir mit Geld helfen, vielleicht in acht Tagen, vielleicht auch erst nach einem halben Jahre? Es eilt ja nicht, und ich kann heute wirklich noch nicht sagen, wenn ich das Geld nötig habe, allein einmal wird es geschehen. Ich bin fest entschlossen... Willst Du mir also helfen?“

„Mit Geld... O mein Gott, die Hälfte meines Vermögens steht zu Deiner Verfügung! Und solltest Du vielleicht nach Amerika auswandern wollen, so gehe ich mit; denn ich bin noch niemals in Gesellschaft gereist. Doch offen gestanden, Cousine, Deine Lage ist so schwierig, daß ich ernstliche Zweifel hege, ob Du Kraft und Stärke genug besitzt, um alles durchzuführen. Mute Dir und Deiner Kraft nur ja nicht zu viel zu!“

Statt jeder Antwort vernahm der Fürst ein solch helles, glückliches Lachen, daß er vor Erstaunen den Mund zu schließen vergaß. Dieses metallische Lachen überzeugte ihn, daß er bislang seine Cousine noch gar nicht recht verstanden hatte.

„Es ist doch sonderbar,“ versetzte er nachdenklich, „ja, es ist gut... allein was würdest Du gemacht haben, Cousine, wenn Dir Jeger geantwortet hätte, er liebe eine andere, und er könne und wolle Dich nicht lieben?“

„Dann hätte ich gekämpft und gerungen, und glaube mir, ich wäre Sieger geblieben... So war es auch anfangs... ich bildete mir auch ein... doch ich erkannte bald, daß es Unfug war...“

„Kämpfen und ringen, o das ist sehr schön, aber man muß jung und klug sein! Allein ich bin zu alt und zu dumm...“

„Bist Du aber wirklich nicht verliebt, Better?“

„Gott verzeihe Dir, Cousine, aber sage selbst, schiast sich denn so etwas für mich?“ Und indem er sich schnell erhob, fügte er hinzu: „Ich will meine Sachen packen; denn ich glaube, meine Anwesenheit kann Dir nur schaden. Je länger ich bleibe, desto mehr wird Dich der Onkel beobachten lassen.“

Die Fürstin schwieg, und der Fürst zog sich in seine Gemächer zurück.

Zwei Tage später nahm Elias Petrowitsch von seiner Cousine Abschied; obwohl er sich zum Lachen und Scherzen zwang, so glänzten doch Tränen in seinen Augen. Er reiste auf sein Gut, wo ihn der alte Trubitzke erwartete. Fürstin Pauline gab ihrem einzigen Verwandten, welcher sie aufrichtig liebte, und den sie während seines kurzen Aufenthaltes in Petersburg noch mehr schätzen gelernt hatte, das Geleit bis auf die Treppe. Während Fürst Elias ihr aus seinem Schlitzen noch Handküsse zuwarf, rief sie ihm mit lauter Stimme zu:

„Übermorgen bin ich in Pratschesnee.“

„In welcher Wajschtube?“ fragte der Fürst. „Ach, mein Gott, das habe ich ja ganz vergessen! Sofort werde ich den Namen umändern. Du wirst mir übrigens auf meinem Gute stets willkommen sein, Cousine. Ich will es Elsensoe oder auch Osnopole nennen; denn Petersburg heißt Birkenfeld und Osnopole Espenseld. Ja, ich werde mein Gut Osnopole taufen, zur Erinnerung daran, daß ich mich hier wie eine Espe benommen habe.“

„Nein, nein, das ist nicht wahr, Du warst mir ein wahrer Engel!“

„Jawohl, ein Engel, aber kein fliegender, sondern ein schlafender oder gährender!“ rief ihr Fürst Elias lachend zu. „Also nochmals adieu!“

Pauline kehrte ins Arbeitszimmer zurück und setzte sich an den Stützrahmen. Tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer; der Abschied von Makar Matarowitsch und von ihrem Cousin war ihr tief zu Herzen gegangen. Allein ihr ganzes Denken und Empfinden richtete sich jetzt nur auf das kleine Häuschen, welches sie in einiger Entfernung durch ihre Fenster sehen konnte. Wie werden wir uns jetzt zufällig treffen und ungeklärt sprechen können? dachte sie. In das Schloß darf ich ihn nicht mehr so oft rufen lassen, nicht einmal unter dem Vorwande, daß er dort eine notwendige Reparatur vornehmen solle. Zwei Tage lang beschäftigte sie nur dieser eine Gedanke.

Am dritten Tage erfuhr sie durch Eudoxia, daß Jeger trotz der strengen Kälte wie ein gewöhnlicher Tischler das Markstalltor zurecht machen müsse. So geringfügig diese Nachricht war, so versetzte sie dennoch die Fürstin in die größte Aufregung, und ihr Herz krampte sich zusammen. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie Mitleid mit jemand; sie ahnte, daß diese Anordnung des neuen Verwalters nur der

* Wajschtube heißt auf russisch pratschesnee. Ann. d. Ueberl.

Anfang sei, und daß bald weitere Brutalitäten nachfolgen würden. Endlich beruhigte sie sich ein wenig, ja, sie wurde sogar vergnügt; denn ein Gedanke blühte ihr plötzlich durch den Kopf... sie konnte ihren Liebling heute wenigstens sehen. Schnell kleidete sie sich an und ging mit ihrer Josef spazieren.

„Wo arbeitest er?“ fragte Fürstin Pauline.

„Dort am Demotore des Markstalles.“

„Weißt Du nicht, Eudoxia, ob er die ihm zugefügten Beleidigungen schwer empfindet, und ob er sich sehr gekränkt fühlt?“

„Ich habe ihn selbst gesehen, gnädigstes Fräulein; beleidigt schaute er nicht aus, wohl aber sehr betrübt. Dieser schwarze Teufel hat Jeger aus freudiger Verbote, in Ton und Holz zu arbeiten, und ihm sogar gedroht, daß er ihm sein sämtliches Handwerkszeug fortnehmen lassen werde, sobald er in Erfahrung brächte, daß er sich abends zu Hause mit dieser Spielerei beschäftige.“

Die Fürstin schwieg und schritt rasch voran; dann sagte sie wie zu sich selber: „Da muß ich mich aber hecken.“ Als sie nur noch wenige Schritte vom Markstalle entfernt war, sah sie Jeger in einem gewöhnlichen Pelz mit der Art und einem großen Brette in der Hand da stehen. Kaum erblickte Jeger die Schloßherrin, da zog er ehrerbietig seine Mütze, während er verstockt zu ihr aufschaute. Pauline fing diesen Blick auf, und sie, die so selten weinte, fühlte, wie ihre Augen sich mit Tränen füllten. Rasch sagte sie einen Entschluß; sie trat auf Jeger zu, und zwar so dicht, daß sie ihn fast berührte, und flüsterte ihm zu:

„Komm heute um Mitternacht, wenn alle schlafen, zu mir... in den Speiseaal!“

„Man wird uns sehen, Fürstin. Herr Dschantschiew hat drei Männer bestimmt, welche mich auf Schritt und Tritt beobachten und ihm alles erzählen müssen.“

„Das ist mir höchst gleichgültig... Du mußt kommen! Wir müssen uns beraten... einen Entschluß fassen,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Jeger schwieg.

„Du fürchtest Dich?“

„Nur für Sie, Fürstin, nicht für mich; denn mein Schicksal ist besiegelt...“

„Nun!“ rief sie. „Man muß sich nur zu raten wissen und Energie besitzen. Also komm!“

„Und wenn uns jemand sehen und es ihm berichten wird?“

„Komm nur!“ flüsterte Pauline mit gepreßter Stimme.

„Kommst Du nicht, so ist es nur noch ärger; denn alsdann...“

„Ich bin verloren, wirst Du kommen?“

hat die Klasse denn glücklich zwei vorkindige Sätze be-
griffen. Der Lehrer atmet erleichtert auf, es ist doch etwas.
Da fragt er nun plötzlich wieder: „Was ist das?“ Ich wette
10 gegen 1, irgend ein Bengel antwortet mit dem Brustton
tiefer Könnens: „In Bogenschuß!“

Als es nun in der nächsten Stunde an das Einlernen der
Fibel geht, da hat die Gesellschaft auch für die Poesie
nicht einmal Interesse. Der Lehrer ist unzufrieden mit seiner
Klasse, er hat täglich so gern gearbeitet, er war mittags
„ganz alle“. Doch er mag sich trösten, auch seine Fabelschüler
sind nicht zufrieden, weder mit ihm, noch mit sich selbst. Das
Selbstbewußtsein der Schüler hat einen argen Knacks bekom-
men; konnten sie früher alles, jetzt können sie nicht einmal
richtig stehen, sitzen und sprechen, wie ihnen tagtäglich unter
die Nase gerieben wird. Gar nichts, rein gar nichts kann der
Junge mehr; lauschte feilher im Hause jedermann auf das,
was er tat, jagte und meinte — nun weiß man alles besser.
Was Wunder, wenn er schließlich zur Einsicht kommt, das
belle ist, du sagst gar nichts mehr, dann blamiert du dich
wenigstens nicht.

Die meisten Eltern wollen diesen Unterricht, sie wünschen
ja nichts schlicher, als daß die Kinder so rasch wie nur irgend
möglich lesen und schreiben lernen — und wenn auch Frikchen
zu kleinen schwarzen Flecken in der Fibel nur unter Tränen
zu denken und zu Silben und Wörtern zu sammeln weiß, und
wenn auch das kleine blaße Marielchen mit der Rute an die
„Hausarbeit“ geübt werden muß, ganz gleich; uns ist es
ja früher auch nicht besser ergangen! Und Schule heißt ein-
mal Zwang! Und das Leben ist so ernst! Und was Hän-
schen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! — ufm.

Hebrigens sind es die Kleinkinder und ehregeizigen
Eltern, die die Schule zu jenem Uebelreifer antreiben, der
nachher der Gesundheit der Kleinen so gefährlich wird. Der
Late mag ja aus den Folgen der Uebelreife der Uebelreife ge-
heilt werden; zu Pfingsten schreiben sie schon kalligraphisch
Schaf und Hiel, zu Weihnachten lesen sie fließend und in der
Oxyprisa wissen sie sich mit ekelhaften Rechenaufgaben
abzufinden.

Doch Treibhauskultur rächt sich. Die blassen Gesichter der
Siebenjährigen sprechen eine bereite Sprache. Seitdem man
angefangen hat, des Verhältnisses zwischen der Forderung der
Schule und dem körperlichen und seelischen Vermögen des
Kindes ernst-wissenschaftlich zu untersuchen, ist man zu der
Ueberzeugung gelangt, daß Blutbildung und Blutumlauf der
Kleinen, die Beschaffenheit der Lunge, Rippenwirbeln und
Nervengewebe die Schule zu ganz besonderen Rücksichten
nöthig. Man hat gefunden, daß im ersten Schuljahre die Ge-
webeaufnahme am geringsten ist, das Längenwachstum zu-
rückbleibt, die Strohbarkeit zunimmt, kurz: daß das Schül-
konto des landläufigen Elementarunterrichts arg belastet ist.
Keinem des Elementarunterrichts ist darum eine der
wichtigsten Lehren moderner Erzieher, die dem Hente
„Drill“ die Tür weisen und schon dem ersten Unterricht mehr
ein lautes, mühsames Geräusch geben wollen. In der
neuen Schule, die nicht Einbläsungsanstalt, sondern Ent-
wicklungsstätte sein will, nicht der Lehrer dem Leben und
Sprechen im ersten Schuljahre wenig Bildungswert bei: viel
wichtiger dünkt ihm die harmonische Ausbildung aller natür-
lichen Anlagen des jungen Menschentums. Darum werden
— in der modernen Schule — im ersten Jahre zunächst die
Sinne der Kleinen geschärft, da wird beobachtet und experi-
mentiert, da wird gesungen, getanzt, ausgeschnitten, geklebt
und gefaltet, gezeichnet, in Ton gemietet, Plastikna geformt
— da werden dem Kinde die Augen geöffnet, Bilder geschaut,
sein Interesse für die Dinge der Natur wird mobil gemacht
und ein Schatz von klaren Anschauungen gespeichert!

Aber da gibt es, durch Jahrhunderte geheiligte Traditio-
nen zu brechen! Als ich vor einigen Jahren eine Unterklasse
übernahm und am ersten Tage mit den Kindern allerlei
Kurzweil trieb, fragte mich in der zweiten Stunde ein Drei-
jähriger ganz naiv: „Sind Sie eigentlich der Lehrer oder
nicht?“ In dieser Frage stehen „Tradition“ und die junge
Wissenschaft vom „lässigen Schullehrer“ hart auf einander.
Die Kleinen merken schon ja nicht, daß um ihre Rechte und
ihre Pflichten in der pädagogischen Welt ein Kampf auf der
ganzen Linie zwischen dem Alten und dem Neuen ent-
brannt ist.

Nicht grobärztliche Schwäche veranlaßt uns zur Reform
des Elementarunterrichts, nein, sachliche Erkenntnisse zu in-
gen dazu. Man bedenke doch, was unsere Kleinen vorm
Eintritt in die Schule getrieben haben. Ihre ganze Vor-
stellungswelt haben sie sich höchst eigenhändig zusammen-
gestellt. Schon der Säugling im Wagen macht seine Ent-

deckungen. Vom Sehen kommt er zum Schauen, vom An-
fassen zum Begreifen, vom Hören zum Verstehen. Mit
1000 Fingern wollen seine Sinne alles Erreichbare in
seinen Gedächtnisraum hineinjagen und mit den vorhandenen
Sinnen organisch vereinen. Schon allein die Küche mit
ihrem Inhalt bedeutet dem Kleinen eine Welt. Dann die
Arbeiten des Vaters und der Mutter, die verstanden und
nachgeahmt sein wollen. Und dann auf der Straße der Schutz-
mann mit dem Säbel, die Straßenfeger mit dem Besen, die
Feuerwehr, die Straßenbahn, die Autos — alle sind dazu da,
ihm Geschichten zu erzählen. Und nun gar ein Gang mit
Mutter in die Stadt, ein Blick in die Schaufenster und ihre
Herrlichkeiten, und auf dem Wasser die Schwäne und die
raschen Dampfer — das alles sind Dinge vom goldenen Uebel-
fluch der Welt, die sich jedem Stadtkinde ausdrängen. Auch
eine Sprache hat der Junge sich erworben. Waren es an-
fangs nur unverständliche Lautkomplexe, so hat er jetzt den
Sinn hineingelegt. Und wie einmal gesehen hat, wie solch
kleines Menschentum förmlich um den rechten Ausdruck ringt,
der wird es nie libers Herz bringen, an seiner scheinbar un-
beholfenen Sprechweise zu mäkeln und zu schulmeistern.
Lassen wir unsere Kinder doch Kinder bleiben; was wir Gro-
ßen richtiges Deutsch nennen, von Kinderklippen ist es so
aktuell und naiv. Sorgen wir nicht zu viel, der Junge
wird schon in unserer Sprache hineinwachsen.

So hat sich denn unser Kind während der ersten sechs
Lebensjahre zu einer Persönlichkeit entwickelt, die erst ge-
nommen sein will. Er hat sich eine eigene Welt gebaut, die
sich in ihrer Mannigfaltigkeit schon sehen lassen kann, er redet
eine Sprache durch Zunge, Hand und Körper: ein vom Leben
harmonisch ausgebildetes Menschlein steht vor uns.

Hier kann die Schule nur die Aufgabe haben, die im
Schüler vorhandenen geistigen und körperlichen Kräfte in
weiterer Harmonie zu entwickeln und zu fördern. Das ge-
schieht aber nicht durch einen forcierten Les-, Schreib- und
Rechenunterricht, im Gegenteil, die Entwicklung wird dadurch
unterbrochen. Hat's denn wirklich solche Eile bei unserem
Sechsjährigen mit Lesen und Rechnen? Verlangt das Kind
danach? Das, was das Kind vor dem Schuleintritt trieb,
wollen wir in der Schule bewußt fortführen. Es soll reden
in seiner Sprache, von seinem Haus, seinen Eltern, seinen
Erfahrungen. Da wollen wir es formen und maßen lassen,
alle Sachen, die der Junge kennt. Da soll gesungen und ge-
sprungen werden!

Und wenn die Jungen nach Hause kommen, sie werden
nicht so viel wissen, aber mehr können als unsere Fabel-
schüler der alten Schule. Sie werden ihre roten Backen und
klanken Augen behalten und werden mit Freuden in die
Schule eilen.

So denken wir es uns, wir Freunde der humanistischen
Erziehung. Weite Kreise der Lehrerschaft stimmen uns zu.
Viele Versuche sind bereits zum guten Ende geführt. Doch
wir allein können's nicht, an Euch, Ihr Eltern, ist es uns zu
unterliegen. Leider gilt nur zu oft der Lehrer noch im
Eiternhaus für besonders tüchtig, der in möglichst kurzer
Zeit die Fibel durchjagt und den Zahlenraum von 1 bis 20
bewältigt, und gar zu gern erzählt noch so mancher Vater
seinem Jungen, wie er schon vor der Schule haben können.
Heber die Schülerlein, die notwendig damit ver-
bunden sein müssen, nicht man stillschweigend hinweg.

Darum nochmals, Ihr Eltern unterstüht unsere Ver-
derungen nach einem echten Schulunterricht, der in vollem
Maße der kindlichen Natur gerecht werden will.

Aus der Partei.

Ausgewiesen. In dem bei Börsen gelegenen weimar-
ischen Dorfe Kleindembach wurde Genosse Anton Dörfler,
ein gebürtiger Osterreicher, ausgewiesen. Das weimar-
ische Staatsministerium behauptet, er habe sich „lässig“ ge-
macht. Dörfler ist nämlich Vorsitzender der Kleindembacher
Zahlschle der Porzellanarbeiter und Kolporteur der „Wei-
marischen Volkszeitung“. Das genügt schon, um den Herr-
schenden „lässig“ zu erscheinen. Es ist doch herzlich bestellt
um die berühmte deutsche Gastfreundschaft.

Gemeindevorwahl in Karlsbad. In dem Karlsbader
Bezirk Drahowitz wurden am Mittwoch bei der Ge-
meindevorwahl des dritten Wahlkörpers vier Sozialdemo-
kraten, unter ihnen Abgeordneter Löw, in den Gemeindevor-
stand und zwei Sozialdemokraten als Ersatzmänner ge-

„Wenn die Sachen so liegen, dann gewiß!“
Mir schneit die Schritte entfernte sich die Fürstin und
kehrte ins Schloß zurück.

Beiden schien der Tag unendlich lange zu dauern, aber
mit verschiedenen Gefühlen sah sie dem Abende entgegen.
Pauline vertraute, daß die Trübsal, welche sie seit ihrem
hochzeitlichen Jahre hegte, nunmehr sich verwirklichen würden;
sie wußte, daß dieses nächste Abendessen, das erste und
das letzte in ihrem Leben, über ihre ganze Zukunft entschei-
den würde, selbst gegen Jegors Willen. Daher war die Für-
stin ruhig, ja, fast lässig.

Jegor dagegen dachte an den Abend mit wachem Ent-
setzen. Wie ein gefangener Löwe im Käfig ließ er nach
Schlag der Abendglocke in den beiden kleinen Stuben seiner
Wohnung auf und nieder. Deutlich fühlte er sich dreierlei
vor: er hing zum Abendessen und wurde dabei ertappt,
dann führte man ihn an nächsten Morgen in den eigens dazu
bestimmten Stall, schickte ihn und ließ ihn mit Kutzen,
und endlich nahm er sich selbst das Leben. Wohl wußte er,
daß sein Tod auch seine Mutter töten würde, aber er beruhigte
sich bei dem Gedanken, daß ihm Gott die Sünde des Selbst-
mordes verzeihen und im Himmel ihn mit seiner geliebten
Mutter wieder vereinigen werde. In seinen Augen war
dieses nächste Abendessen für ihn nichts anderes, als eine
Strafe Gottes.

„Es ist verdammt“, flüsterte er, „und dennoch hoffe ich, daß
ich noch etwas länger leben würde. Nach zehn Jahren wollte
ich mich lassen, aber nun ist es anders gekommen. Doch
ich frage nicht die Seele.“

Nach elf Uhr, als in Petersburg alles im tiefen Schlafe
lag, rief Jeger sein Haus, ging auf die Straße zu, betete
vor dem Hauptportale lange und inbrünstig und betrat
wenige Minuten später das Schloß, in welchem bereits völlige
Stille herrschte. Die Tür des Vorzimmers hand offen,
alles war still, nur aus einer Ecke des Korridors ertönte
leises Schreien. Vorsichtig durchschritt es das erste Zim-
mer und blieb stehen; die Herz klopfte wie ein Hammer in
der Brust. Es ist nicht gut! dachte er. Ich rühte mich völlig
zugrunde. Schon wollte er umkehren und der Verhüllung
entfliehen, da trat eine Gestalt, welche er im Dunkeln nicht
zu erkennen vermochte. Lief er auf sie zu. Er trat zusammen
und sah einen Schritt weiter.

„Was ist es“, flüsterte ihm die Fürstin zu.
Mir schneit die Schritte entfernte sich die Fürstin und
kehrte ins Schloß zurück.

Jeger schreie laut und sah im Salon der Fürstin
Petersburg und blieb beim Schrein der Lichter verlegen mit
hochgehobenen Armen stehen. Er konnte gar nicht begrei-
fen, was er hier im Schloß, und er war sich klar bewußt, daß

die beide etwas taten, was ihnen großen Schaden bringen
und sie der Lächerlichkeit preisgeben würde.

Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er sich plötzlich neben
der Fürstin auf dem kleinen Divan setzen sah, und erst als
Pauline ihn leise am Oberarm berührte, erwachte er aus
seiner Betäubung. Sie sprach leise zu ihm und stellte ihm
vor, daß sie zusammen aus Petersburg fliehen müßten.

„Wiltigst Du ein?“ fragte sie. „Antworte mir!“
„Warum wollen Sie denn fort von hier?“ erwiderte er
mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich kann nicht leben... Sage doch...
jage mir die Wahrheit... Ich weiß ja eigentlich noch
gar nichts... Du hast niemals zu mir etwas gesprochen...
Sage mir um Gottes willen nur die Wahrheit...
Jegor, liebst Du mich?“

„Sie, eine Fürstin, eine Gutsbesitzerin... und ich...“
„Das habe ich nun schon hundertmal gehört... Sage
mir offen, konstant Du mich liebst, wenn ich ein einfaches
Bauernmädchen wäre? Bin ich Dir wegen meiner Häßlich-
keit nicht zuwider? Ich bin doch sehr häßlich... und auch
nicht mehr jung... Sprich doch... warum schweigst
Du... jage... jage mir doch die Wahrheit!“

Nur mit Mühe brachte sie diese Worte hervor; jeder Laut
schien ihr in der Kehle stecken zu bleiben. Immer mehr beugte
sie sich zu ihr hin, und endlich legte sie ihre rechte Hand auf
seine Schulter.

„Sage doch... liebst Du mich?“ flüsterte sie.
„O was soll daraus werden!“ antwortete er. „Wir sind
verloren, verloren auf ewig.“

„Sprich doch nur ein Wort!“ bat sie.
„Rettslos sind Sie mir... was brauche ich das zu
jagen... es ist unnötig...“

Er senkte seinen Kopf, um den Schmerz zu unterdrücken,
der seiner schwer atmenen Brust tief entzang. Bei dieser Be-
wegung näherte er sich der Fürstin unbewußt mehr und mehr.
Pauline erhob jetzt ihre Linke und legte sie gleichfalls auf
seine Schulter, wobei sie ihm forschend ins Antlitz blickte.

„Du lägst!“ rief sie plötzlich in herbem Tone. „Wenn
Du mich liebst, wüdest Du jetzt nicht so kalt da sitzen. Ich
bin Dir zuwider, und Du scheuest Dich, nur, es mir zu ge-
heben.“

Jeger richtete sich schnell auf, sah sie mit funkelnden
Augen an und sagte:
„O was reden Sie da! O mein Gott...“

Plötzlich schloß sich Fürstin Pauline von seinen Armen
los umschlungen, und hochbeglückt preßte sie ihre glühenden
Lippen auf die seinigen.

XVI.

Seit dieser denkwürdigen Nacht, welche über Paulinens
Schicksal entschieden hatte, waren acht Tage verfloßen, ohne
daß sie weitere Schritte unternahm. Allerdings machte sie

wählt. Die bisher herrschende Partei hat danach an die
Sozialdemokraten und an die mit ihnen verbündete Wirt-
schaftspartei den ganzen Wahlkörper verloren.

Nach ein Grund. In der Gemeinde Brückenkopf bei
Nafel a. d. Nege (Prov. Polen) wurde bei der letzten Ge-
meinderatswahl in der dritten Abteilung ein Genosse mit
9 gegen 9 Stimmen gewählt. Der Ortsvorsteher über-
brachte dieses Resultat persönlich dem Landrat. Nach seiner
Rückkehr ging das Gerücht durch die Gemeinde, die Wahl
des Genossen sei für unglücklich erklärt worden. Auf die An-
frage unseres Genossen wurde ihm die Antwort zuteil, seine
Wahl sei für unglücklich erklärt worden, weil zwei Gemeinde-
wähler gleichen Namens in der Gemeinde wohnen und man
daher nicht wissen könne, welcher von den beiden gewählt
worden sei. Eine Neuwahl ist bereits ausgeschrieben worden.
Gegen dieses Vorgehen haben unsere Genossen Protest er-
hoben.

Gerichtlich sanktionierter Innungs- terror.

Bei einem Lokalkampf der Fleischergehilfen in Mülheim
bei Dresden beschloß die dortige Fleischerinnung, alle An-
träge des Fleischerverbandes auf Abschluß von Tarifen ab-
zulehnen und die Nichtannahme dieses Beschlusses mit
20 Mark Strafe für jeden einzelnen Fall zu belegen.

Trotz des Innungsbeschlusses unterzeichnete ein Fleischer-
meister den Tarifvertrag und gab diese Tatsache in einem
Geschäftsinsurat in einer dortigen Zeitung bekannt. Flugs
erhält er vom Innungsvorstand die Aufforderung, vom
Tarifvertrag zurückzutreten und jeden Hin-
weis bei künftigen Insuraten zu unterlassen;
für den einen Fall des Hinweises auf den Tarifabschluß im
Insurat wurde er mit 20 Mark Strafe belegt. Der
Fleischermeister lehnte aber den Rücktritt von dem abgeschlos-
senen Vertrage ab. Daraufhin erwiderte ein anderes In-
nungsmittelglied beim Landgericht Dresden eine einstwei-
lige Verfügung wegen unklarer und unklarer Ver-
wehrens. Die sofort eingelegte Berufung gegen diese einst-
weilige Verfügung wurde mit Gründen zurückgewiesen, die
es verdienen, öffentlich bekannt zu werden. Das Gericht
sagt:

„Ob der Vertrag unter dem Gesichtspunkte des § 1
N. R. G. rechtswirksam ist, kann in Zweifel gezogen werden.
Aber darauf kommt es für den Anspruch, den die einseitige
Berufung vorläufig sichern will, gar nicht an. Denn auch
wenn dem Tarifvertrag die Rechtswirksamkeit nicht abzu-
sprechen ist, enthält doch die Reklame, die der seinen In-
nungsgenossen abtrünnige Antragsgegner damit übt, einen
Verstoß gegen die guten Sitten, der den geltend gemachten
Unterlassungsanspruch rechtfertigt. Der Antragsgegner ge-
hört der freien Fleischerinnung des mittleren Ostlandes an.
Die Mitglieder dieser Innung sind sühnungsgemäß verpflich-
tet, den Beschlüssen der Innungsversammlung Folge zu lei-
sten. Ein solcher Beschluß war am 18. Dezember 1913 zu-
stand gekommen. Er hat den Inhalt, daß alle Innungs-
mitglieder die Pflicht auf sich nehmen, alle Anträge des
Zentralverbandes abzulehnen. Dieser Beschluß mochte für
den Antragsgegner verbindlich sein oder nicht. Auch wenn
es frei stand, sich von ihm loszusagen, so blieb er doch Mit-
glied der Innung und als solches in einem Vertragsver-
hältnis zu seinen Innungsgenossen, das ihm die Pflicht auf-
legte, wenigstens auf ihre Kosten keine Reklame mit
seiner Unternehmung zu üben.“

Dieses Verfahren verleiht in der Tat das Anstands-
gefühl des billig und gerecht Denkenden. Es
kann auch nicht anerkannt werden, daß die besondere wirt-
schaftliche Lage des Antragsgegners zu einer milderen Auf-
fassung nötige. Es mag sein, daß er, wie er schreibt, seit
Jahren schwer um seine Existenz zu ringen geübt habe.
Aber deswegen wäre ihm doch nicht zu glauben, daß er keinen
anderen Ausweg gewußt habe, um sein Fortkommen zu sin-
den. Als Gehilfe hätten ihm vermuthlich Stellen zur Ver-
fügung gestanden. Aber die ganze Lebensauffassung, die sein
Brief verrät, läßt darauf hinaus, nach einem möglichst gün-
stigen Erwerbe zu trachten und dabei Rücksichten auf die
Standesinteressen hintanzustellen. Er bezeichnet sich selbst
als Ausbrecher. Ausbrecher mag noch nicht ohne weiteres
einen Sittenverstoß enthalten. Zum Verstoß gegen die guten
Sitten aber wird es, wenn damit wie hier nach Art eines

sich hinsichtlich ihrer Zukunft Gedanken und Sorgen, allein
sie hielt es für geraten, vorläufig eine abwartende Haltung
zu bewahren. Wie es sogar einem willensstarken Mann
selbstam zuzumute ist, wenn er vor einem entscheidenden Augen-
blicke steht, so war auch Fürstin Pauline sonderbar zu Sinne,
wenn sie daran dachte, es wäre die höchste Zeit, zu Elias
Petrowitsch zu fahren und diesen um Geld zu bitten, damit
sie mit Jegor sich trauen lassen und entziehen könne. Ich
will noch etwas warten, meinte sie, und so wurde die Fahrt
nach Pratschschow von Tag zu Tag verschoben. Als sie dann
endlich zu ihrem Better fuhr, um ihn zu fragen, wann er ihr
fünfundzwanzig Rubel vorstrecken könne, hörte sie aus einem
Gespräche des Fürsten Elias mit seinem Verwalter Trubitzkoe,
daß ersterer augenblicklich über bares Geld nicht verfüge.
Unter solchen Umständen schien es ihr natürlich nutzlos zu
sein, Elias Petrowitsch an sein Versprechen zu erinnern.

Eines Morgens sah die Schloßherrin in ihrem Arbeits-
zimmer am Stüdrahmen, als sie im Nebenzimmer plötzlich
einen verzweifelten Schrei vernahm. Sie ahnte sofort, daß
etwas passiert sei, was sie, ihn und ihr Glück betraf.
In allen Gliedern zitternd, erhob sie sich, öffnete die Tür des
Domestikenzimmers und sah Eugenie von Tränen überströmt
und mit geräuterten Haaren am Boden liegen, während Martha
neben ihr stand und sie zu beruhigen versuchte.

„Was ist geschehen?“ fragte die Fürstin, indem sie auf
die Mädchen zutrat.

Eugenie sprang auf, fiel vor der Fürstin nieder, um-
klammerte ihre Knie und schrie unter heiserem Schreien
Weinen und Schluchzen:

„Man schleppt ihn zu den Soldaten... Retten Sie
ihn... Es geschieht ja alles Ihrewegen!“

Trotz dieser wirren Worte erriet Fürstin Pauline sofort
deren Sinn; sie erblickte und konnte sich kaum auf den Füßen
halten. Als sie sich etwas beruhigt hatte, befohl sie Martha,
augenblicklich den Verwalter zu ihr zu rufen. Dann ging sie
in ihr Zimmer zurück und ließ sich auf einem Sofa nieder,
aber sie fühlte sich außerstande, einen klaren Gedanken zu
fassen. Auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens empfand sie
eine milde Freude, daß jetzt endlich der entscheidende Schritt
gewagt werden mußte. Anderenfalls würde sie noch immer
gejögert haben, und es wäre eine Qual ohne Ende gewesen,
allein jetzt gab es keinen Aufschub mehr. Lange, lange mußte
sie auf den Verwalter warten, doch dieses schien ihr ganz recht
zu sein; denn sie gewann dadurch Zeit, um sich vollständig zu
beruhigen. Sie versuchte sich einzureden, daß sie wieder
Herrin der Situation sein würde, sobald ihr Better, wie er
versprochen, ihr die geminstete Summe brächte.

Endlich trat Dichantshew, wie gewöhnlich, mit seinen
leisen, schlängelartigen Schritten ins Zimmer. Pauline blieb
ganz ruhig, und sagte in strengem, stolzem Tone:

„Bitte, legen Sie sich!“ (Fortsetzung folgt.)

günstlichen Freibetrieb, dem alle Mittel zu seinem Vorteil gehen sind, Wettbewerb geübt wird."

Das sind harte Worte, die das Gericht über einen „Ausbrecher“ findet. Nur würde alles auf einmal ganz anders sein, wenn der „Ausbrecher“ kein Unternehmer, sondern ein Arbeiter wäre. Dann kennen die Gerichte bekanntlich keine moralische Verurteilung des „Ausbrechers“, sondern der höchste Schutz vor seinem Kollegen wird diesem sogar noch zuteil. Die gerichtliche Auffassung über die Standesehre der Innungsmittelglieder, die diese Entscheidung enthält, könnte noch zu mancherlei Kommentaren verleiten.

Die Innung hat zweifellos gegen den § 153 der Gewerbeordnung verstoßen, denn sie hat durch die Verhängung der Strafe den einzelnen Meister zu bestimmen gesucht, von einer Verabredung zurückzutreten. Das Gericht sanktioniert diesen Terrorismus, ja es führt sogar aus, wenn dem Meister kein anderer Ausweg übrig bleibt, als den Vertrag mit der Organisation zu schließen, um sein Fortkommen zu haben, so war die Notlage für ihn nach lange keine Berechtigung, gegen seine Innungsgenossen Untreue zu üben. Er hätte sein Geschäft, seine Existenz aufgeben und wieder als Gehilfe sein Brot suchen können, da hätten ihm „vermutlich“ Stellen zu Verfügung gestanden.

Dieser Hinweis ist übrigens einzig in seiner Art. Einen gleichen Rat einem Richter zu geben, etwa daß er als Hohenheimer sein Existenz suchen sollte, wenn sie ihm als Richter bedroht scheint, würde jedenfalls kaum mit Dank entgegengenommen werden.

Der Fleischermeister erstattete bei der Staatsanwaltschaft gegen die Innung Anzeige wegen Nötigung, versuchter Erpressung und Vergehen gegen den § 153 G. O. Die Staatsanwaltschaft le hute aber ein Eingreifen ab, weil eine strafbare Handlung durch die Innung nicht vorliegt. Diese Ablehnung paßt treffend in den Rahmen des gesamten Bildes hinein, das wieder einmal ein Schulbeispiel dafür bildet, wie mit zweierlei Maß gemessen wird und wie Unternehmerterror unter dem Schutze der Gesetze steht.

Bewerkschaftsbewegung.

Achtung, Sattler und Wagenbauer! Verhandlungen der im Sattler- und Wagentischlerverband organisierten Wagenbauertätler in Düsseldorf mit der Innung der Wagenbauer scheiterten. Da keine Aussicht vorhanden ist, daß es noch vor Ablauf des Taxis (30. April) zu einer Einigung kommt, wird ersucht, jeden Bezug streng fernzuhalten.

Der Streik der Berliner Kraftfahrzeughändler scheint größere Ausdehnung anzunehmen, als es zunächst den Anschein hatte. Die Chauffeure erhalten neben dem üblichen Anteil von 25 Prozent der Tageseinnahme bei einer Einnahme von mehr als 30 Mark 50 Pfg. Extravergütung. Dazu kommt noch eine Beteiligung an den Einnahmen aus dem Gepäcktarif und andere Vergütungen. Diese Extravergütungen wurden fast ausschließlich in Kleinbetrieben gewährt, weil der Chauffeur dort gewisse Nebenarbeiten, wie Reparaturen an Wagen, zu verrichten hat. Die Kraftfahrzeughändler hatten nun beschlossen, vom 15. April ab in den Kleinbetrieben dieselben Löhne zu zahlen, die für Großbetriebe gelten. Die im Transportarbeiterverband organisierten Chauffeure wandten sich dagegen und beschloßen den Streik. Gegenwärtig sind von etwa 1400 in Betracht kommenden Fahrern 800 im Ausstand. Der Verband der Kraftfahrzeughändler, dem acht Vereine angehören, hat nun beschlossen, einen Streikfonds zur Unterstützung der vom Ausstand betroffenen Kraftfahrzeughändler zu schaffen. Die großen Kraftfahrzeughändler, die vom Streik nicht betroffen werden, haben für die Verhängung einer Sympathieperre Entgegenkommen gezeigt. Die Delegiertenversammlung der Kraftfahrzeughändler beschloß weiter, daß diejenigen Betriebe, die nicht am Streik beteiligt sind, während der Dauer des Streiks pro Tag und Wagen 2 Mk. in die Kasse des Unterstützungsfonds zahlen sollen. Die Besitzer, die einen Wagen mit Fahrer in Betrieb haben, zahlen ebenfalls 2 Mk., bestreite Fahrer, die selbst fahren, nur 1 Mk. Dadurch sollen schätzungsweise täglich 2400 Mk. in die Unterstützungskasse fließen, woraus die Unterstützung für die betroffenen Kraftfahrzeughändler gezahlt werden soll. Es ist wahrscheinlich, daß der Streik sich auch noch über die Großbetriebe erstreckt und deshalb allgemeiner wird, als er bisher ist.

Aufgehobener Boykott. Der Streik in der Lederfabrik von Theodor Haller in Friedrichsdorf (Zaunus) ist durch Vergleichsverhandlungen beendet worden. Ein Tarifabschluss, der den Arbeitern eine Lohnsteigerung bis 2 Mk. wöchentlich sichert, die während der Vertragsdauer noch eine Steigerung vorsieht, wurde abgeschlossen. Der Boykott ist hiermit aufgehoben.

Internationales. Die englischen Gewerkschaften im Jahre 1912. Nach dem soeben erschienenen Bericht des englischen Statistischen Amtes zählten die englischen Gewerkschaften Ende 1912 insgesamt 3.281.003 Mitglieder (einschließlich 318.443 Arbeiterinnen) gegen 3.010.346 im Jahre 1911. Von den deutschen Gewerkschaften 1911 erreichten Vorposten haben die englischen Organisationen noch nicht wieder einholen können, denn die deutschen Gewerkschaften steigerten 1912 ihre Mitgliederzahl von 3.061.002 auf 3.317.271. Doch ist anzunehmen, daß die Ergebnisse des Jahres 1913 ein umgekehrtes Bild zeigen werden.

England. Mit 27.259 gegen 11.393 Stimmen beschloßen die Bergarbeiter in Yorkshire, das Angebot der Unternehmer anzunehmen und zur Arbeit zurückzukehren. Obwohl rund 170.000 Mann in Streik stehen, nahmen weniger als 40.000 an der Abstimmung teil, weil sie erst am Tage vorher bekannt gemacht werden konnte. Der letzte Streik hatte schon über 4 Millionen Mark an Streikunterstützung gekostet. Am Montag beginnen die Verhandlungen eines partiellen Einigungsausschusses, und hofft man, daß dieser die noch vorhandenen Schwierigkeiten beseitigen wird.

Generalfreik in den katalischen Tabakfabriken Italiens. Sonnabend ist in sämtlichen Tabakfabriken Nordes der Generalstreik ausgebrochen. Auch das Personal der katalischen Tabakfabriken in Venedig, Florenz, Genua, Triest, Bologna und Lucca ist in den Ausstand getreten.

Ein Elendsbild

aus der besten der Welten.

In die Kammerkassens eines alten U-fasslinwandlen leuchtet ein Bericht, den die Dorinwander „Arbeiterzeitung“ aus Litgendort und erhält. Dort lebhaften Bewohner einer abgelegenen Straße einen alten Mann, dem beide Beine fehlten, wie er seit vier Tagen in den Wägen nahe den Bahngelassen herumtrieb. Da kein Mensch am Karfreitag auf Selbstmordabsichten hindeutete, gingen einige Männer hinzu und wollten ihn mitnehmen. Er bot sie aber ablehnend ab, ihn auf den Schienen legen zu lassen, damit er sein elendes Leben beenden könne. Er habe zwar in Werne (bei Langendreer) ein Zimmer, aber es sei noch nicht einmal ein Strohsack darin, auf den er sich legen könne. Der Mann, der 54 Jahre alt ist und dem vor längerer Zeit schon beide Beine von einem Zehenzuge abgefahren wurden, war so erschöpft, daß er fortgetragen werden mußte. Nachdem mitleidige Menschen seinen Hunger gestillt hatten, sorgte

die Polizei für die Überführung ins Krankenhaus, wo festgesetzt wurde, daß die Beinamputee vollständig wund war. Bei dem Bedauernswerten fand sich ein amtliches Schriftstück, das einen tiefen Einblick in unsere vielgeprüften Armenpflege gestattet. Es lautet:

„Auf Ihr Schreiben vom 12. d. M. erwidere ich Ihnen, daß es Ihnen überlassen werden muß, sich wegen der Heizung Ihrer Wohnung an den Vermieter zu wenden oder sich ein anderes Unterkommen zu verschaffen. Die Ihnen bewilligte Unterstüßung von täglich 80 Pfennig ist nach der Festsetzung des Bezirksausschusses zur Bestreitung des gesamten Lebensunterhalts eines erwachsenen Menschen, der gar kein anderes Einkommen hat, mehr als ausreichend. Weitere Unterstützung oder Kleidungsstücke erhalten Sie deshalb nicht, und ich empfehle Ihnen, weitere Briefe in dieser Angelegenheit zu unterlassen, da auf solche keine Antwort erfolgen wird.“

Werne, 15. Januar 1914. Der Amtmann.

Nach diesem Schreiben kann man es verstehen, wenn dem armen Krüppel jede Lebenslust vergangen ist. Bei der starken Kälte, die im Januar und vorher herrschte, im ungeheizten Zimmer und auf dem nackten Fußboden zu schlafen, ist wahrlich keine Annehmlichkeit. Geradezu aufreizend muß die Anklage der Behörde über die Bestreitung des Lebensunterhalts mit 80 Pfg. täglich wirken. Mit Recht fragt die „Arbeiter-Zeitung“, ob die Mitglieder des Bezirksausschusses und der Amtmann wohl je versucht haben, mit 80 Pfg. täglich auszukommen.

Soziales.

Ein Arztstreik ist in Jena ausgebrochen, da die Ärzte sich nicht mit der Verwaltung der Betriebskrankenliste der Jenaer Werke über die Honorarfürsorge einigen konnten. Die Kasse umfaßt 5000 Mitglieder, die nebst ihren Angehörigen als Privatpatienten behandelt werden.

Verband deutscher Landkrankenpfleger. Dem Beispiele der Ortskrankenpfleger, haben sich auch die Landkrankenpfleger zu einem Verband zusammengeschlossen, an dessen Spitze der Rittergutsbesitzer von Oppen-Dannewalde steht. Dieser neue Verband will ein Gegengewicht gegen den Verband der Ortskrankenpfleger bilden.

Errichtung von Landkrankenpflegern in Groß-Berlin. Am 8. Mai soll eine Konferenz der Versicherungsämter Groß-Berlins zur Beratung der Frage zusammenkommen, ob nachträglich noch Landkrankenpfleger für die Dienstboten in Groß-Berlin errichtet werden sollen. Von den in Frage kommenden Ortskrankenpflegern ist umfangreiches statistisches Material über die gegenwärtige Dienstbotenversicherung eingefordert worden.

Aus der Jugendbewegung.

Im Kampfe gegen die freie Jugendbewegung schreden ihre Gegner auch vor den gemeinsten Lügen nicht zurück. Ein drastisches Beispiel dafür, mit welchen verwerflichen Mitteln gegen die proletarische Jugendbewegung gearbeitet wird, bringt auch die „Preussische Schulzeitung“ in ihrer letzten Nummer. In einem Artikel, der an der Spitze steht und der die Heberjährt führt „Aus der sozialdemokratischen Jugendbewegung“ heißt es: „Als im Jahre 1907 „Der Weg zum Licht“, ein Weidruf an die deutsche arbeitende Jugend, erschien, schrieb der jetzige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Paul Göhre: „Die Sozialdemokratie hat nicht ehrlich und edel dabei gehandelt, als sie diese neue Volksliteratur schuf. Sie mißbrauchte das Vertrauen, das das Volk ihr hierin entgegenbrachte. Sie gab ihm ein Extrakt, das ein Erzeugnis agitatorischer Berechnung war. Sie fälschte und stül, was ihr gutdünkte, sie tauchte alles in die Farbe der Partei und stellte den so gewonnenen Schlacke ausschließlich in den Dienst ihrer Interessen. Und endlich fälschte man die ganze Weltgeschichte und verkündete sie dem armen Volke.“ Der Verfasser dieses Artikels stellt es so hin, als hätte unser Genosse Göhre das Urteil über die Broschüre des Genossen Peters „Der Weg zum Licht“ gefällt. Das ist eine Fälschung der Tatsachen. Das angezogene „Zitat“ stammt aus Göhres Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter“, die im Jahre 1891 erschien. Die Petersische Broschüre wurde aber erst 16 Jahre später, nämlich 1907 herausgegeben. Jeder normale Mensch wird sich sagen, daß in einer Schrift, die 1891 erschien, nicht ein Urteil enthalten sein kann über eine Schrift, die erst im Jahre 1907 erschienen ist. Das macht aber bei den Lesern vom Schlage des Mitarbeiter der „Preussischen Schulzeitung“ nichts aus, wenn es gilt, die freie Jugendbewegung zu bekämpfen. Vor allem aber ist interessant, daß Genosse Göhre das Wort zur Broschüre „Der Weg zum Licht“ geschrieben hat, indem er sich sehr anerkennend über den Inhalt der Broschüre ausspricht.

Aus dem Gerichtssaal.

Vergehen an einem dreizehnjährigen Mädchen. Wegen Sittlichkeitsverbrechens an einem Mädchen unter 14 Jahren verurteilte die Strafkammer zu Thorn gegen den Garteningenieur Friedrich Born, dessen Verhaftung vor einigen Monaten großes Aufsehen erregte. Born unterhielt mit der dreizehnjährigen Pflegerin Elsa Schall des Telegraphensekretärs Widel, bei dem er wohnte, ein Liebesverhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Er wurde unter Bewilligung mildernder Umstände zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Zwei Monate der Untersuchungshaft wurden auf die Strafe in Anrechnung gebracht.

Beamten-Korruption. Vor dem Kriegsgericht der 2. Garde-Kavallerie-Division spielt seit Donnerstag ein Prozess, der ein unglaubliches Bild von Korruption erkennen läßt. Angeklagt sind die seit 6 Monaten in Untersuchungshaft befindlichen Gendarmen-Wachmeister Haneberg, Suckland und Gryeben, die auf dem Rennplatz in Karlshorst die Buchmacher überwachen und festnehmen sollten. Statt dessen haben sie von den Buchmachern Geld angenommen und nur solche Buchmacher stillert, von denen nichts zu bekommen war. Der Gendarmen-Wachmeister Schulz nahm zuerst auch Geschenke an — an einem Tage 160 Mk. — erstattete aber, als die Sache ruckbar geworden war, gegen seine Kollegen Anzeige mit der Angabe, daß er das Geld nur angenommen habe, um hinter die ganzen Schliche zu kommen. Fast sämtliche Zeugen erklärten auf Befragen des Verhandlungsführers, ob sie den Angeklagten oder anderen Gendarmen Geldgeschenke gemacht haben, um nicht wegen Buchmachens angezeigt zu werden, daß sie ihr Zeugnis verweigern müssen, weil sie befürchten, sich dadurch selbst einer strafrechtlichen Verfolgung aussetzen. Diejenigen Zeugen, die ihr Zeugnis nicht verweigerten, bekundeten, daß die Angeklagten, aber auch noch mehrere andere Beamte, sich fast täglich haben besichtigen lassen. Von dem Gendarmen-Wachmeister Haneberg war es in ganz Karlshorst bekannt, daß er für wenige Mark zu haben sei, d. h. daß er von einer Anzeige abließ, wenn er zwei, drei oder vier Mark in die Hand gedrückt bekomme. Haneberg habe ihm diejenigen Buchmacher gezeigt, die Geld geben und bei denen er ein Auge zudrücken sollte. Der Zeuge gibt zu, daß

et ebenfalls lange Zeit Bestechungsgelder erhalten habe. Allgemein bekannt ist die Aussage einer Frau Balzin, die aber wegen Unglaubwürdigkeit nicht verurteilt wurde. Sie behauptete, sie selbst und auch ihre jetzt sechzehnjährige Tochter hätten den Gendarmen im Auftrag ihres Mannes Geld zugetrugen. Sie haben dem Gendarmen Haneberg sogar einmal, als er zu Pferde saß, von hinten herauf 10 Mark zugesteckt. Das Gericht beschloß, die Zeugin, die ihre Aussage verweigert hatten, an Gides statt verstoßen zu lassen, daß sie ihr Zeugnis verweigert hatten, weil sie befürchten, sich einer strafrechtlichen Verfolgung aussetzen. — Aus der Verhandlung geht hervor, daß dieses Bestechungsmandat schon seit 1908 besteht. Die Verhandlung wird sich wahrscheinlich noch bis Mitte dieser Woche hinziehen.

Gefängnis für zwei Duellanten. Wegen Zweikampfes mit tödlichen Waffen hatten sich vor dem Dresdener Landgericht die Studenten Peter Troß aus Hannover und Emil Lindemann aus Reichenau zu verantworten. Sie hatten in einem Dresdener Gasthof ein Duell mit scharf geschliffenen Säbeln aufgeführt. Das Urteil lautete auf je drei Monate Gefängnis. — Bisher wurde gegen Duellanten nur auf Festungshaft erkannt. Will man jetzt schärfere Sitten gegen die Duellanten aufziehen? Uns kanns nur recht sein.

Noch ein Spucknapf-Kommandeur. Der erst 20 Jahre alte Unteroffizier Jakob Kellner (Wie kann man einen 20jährigen zum Erzherzog oft viel älterer Leute machen!) der 6. Batterie des 12. Feldartillerie-Regiments in Landau (Pfalz) hatte sich wegen Mißhandlung, vorschriftswidriger Behandlung und Beleidigung eines Untergebenen und außerdem wegen falscher Rapport-erstattung vor dem Kriegsgericht der 3. Division in Landau zu verantworten. An einem Tage in der zweiten Hälfte des Februar erprobte er seine erzieherische Tätigkeit an dem Kanonier Schreiner. Gegen 8 1/2 Uhr ließ er Schreiner auf sein Zimmer kommen und befahl ihm, seine Stiefel zu schmirgeln und zu wischen. Er mußte das im Tempo tun und laut und rasch dazu zählen: eins, zwei, drei. Um 9 Uhr ging dann Kellner in das Zimmer Nr. 140, wo Schreiner seine Arbeit verrichtete. Kellner befahl ihm: „Du sollst Deinein Froschmaulgeschicht, sage mir einmal nach: ich bin bumm, frisch, faul und gefräßig.“ Das mußte Schreiner fünf- bis sechsmal wiederholen. Nun hatte Schreiner nach Ansicht des Unteroffiziers beim Anspitzen zu wenig Öl verwendet, weshalb ihm Kellner einen Teil aus dem Gläschen ins Gesicht warf. Dann befahl Kellner dem Kanonier, von einem Stück verdimmeten Brotes, das schon tagelang im Kohlenkasten lag, zu essen. Schreiner aß auch wirklich davon. Kellner setzte nun seinen Schwemmer die Krone auf. Er ließ von einem andern Kanonier den Spucknapf auf den Tisch stellen und sagte zu Schreiner: „Wenn Du fertig hast, lauf!“ Schreiner hatte auch das getan, wenn der Spucknapf nicht gebraucht gewesen wäre, so aber ekelte er sich aber nun so weit gebracht, daß ihm die Tränen an den Waden herunterliefen, worauf der Unteroffizier ihm höhnisch zurief: „Daß Deine Probidstränen in den Spucknapf laufen.“ Inzwischen war es 9 1/2 Uhr geworden. Schreiner hatte sich gewaschen und wurde von Kellner zu Bett geschickt. Kellner lag er im Bett, so mußte er wieder aufstehen und den Brustbeutel umhängen. Das ging dem Unteroffizier offenbar wieder zu langsam, weshalb er Schreiner fünfmal befahl, schnell aus dem Bett heraus- und wieder hineinzuspringen. Schon glaubte Schreiner, daß er nun endlich Ruhe haben werde, da kam auch schon wieder ein Befehl: er solle nun schlafen und im Tempo schnarzen. „Galopp, Galopp!“ hieß es und Schreiner schnarzte dann auch wirklich im Galopp. Und was hatte er als Entschuldigung für sein Vorgehen gegenüber Schreiner vorzubringen? „In der Unteroffizierschule mußten wir auch alles im Tempo machen.“ Das war alles, was er vorbringen konnte. Weiter hatte Kellner am 2. März in das Wachrapportbuch eingetragen, daß ein Unteroffizier, der nur bis 12 Uhr Urlaub hatte, um 11.40 Uhr in die Kasernen einpaffert sei, trotzdem dieser erst um 3 Uhr morgens zurückkehrte. Der Vertreter der Anklage beantragte für Kellner 2 Monate Gefängnis und Degradation. Das Kriegsgericht verurteilte ihn wegen dieser Gemeinheiten zu nur 42 Tagen Mittelarrest, hielt ihn aber weiter für würdig, die Treffen zu tragen und Rekruten auszubilden.

Aus Nah und Fern.

Kriegervereine und Wahlfreiheit. Ein Charakteristischer Fall von Wahlterrorismus ist aus dem Bergarbeiterdorf Trebnitz im Kreise Weiskensfeld zu berichten. Dort, wie im ganzen Braunkohlenbezirk, suchen sich die Ribbeck'schen Montanwerke beherrschenden Einfluß in den Gemeindevertretungen zu sichern. Die erste, zweite und manchmal auch die dritte Abteilung sind häufig von Vertretern des Bergkapitals besetzt. Nun wählten in Trebnitz bei der letzten Gemeindevertreterwahl zwei Gutbesitzer einen Sozialdemokraten, der schon seit 6 Jahren Mitglied der Gemeindevertretung ist. Die Gutbesitzer waren der Überzeugung, daß der Sozialdemokrat die Interessen der Gemeinde auch wirklich vertreten habe. Diese Gutbesitzer waren aber auch zugleich Mitglieder des Kriegervereins, der wegen ihrer Wahl Gericht über die Sünden abschickte, und sie als unwürdig aus dem Kriegerverein ausschloß. — Die beiden Gutbesitzer werden den Ausschluß zu ertragen wissen und vielleicht durch die terroristische Maßnahme der „Patrioten“ noch aufgefällter werden.

Als Leiche gefunden. Die siebenjährige Tochter Margarethe des Schlossers Ruske in Baumhaukenweg bei Berlin wurde am 21. März abends von ihrer Mutter zum Einholen fortgeschickt. Das Kind kehrte nicht wieder zurück und konnte trotz allen Suchens nicht gefunden werden. Die Behörde legte auf ihre Auffindung eine Belohnung von 300 Mark aus. Sonnabend vormittag wurde die Leiche der kleinen Ruske in der Nähe des Plänterwaldes von Passanten aus der Spree gezogen. Über dem einen Auge befindet sich eine Verletzung. Doch ist noch nicht aufgeklärt, ob diese von einem Bootskahnen herrührt oder ob ein Verbrechen vorliegt. Aufklärung dürfte erst die Obduktion ergeben.

Schreckstat eines Wahnfinnigen. Wie die Danziger Zeitung meldet, hat in Kaminka-Mühle, Kreis Kartbau, der Gutbesitzer Ludwig Krefft seinen sieben Jahre alten Sohn und seine vier Jahre alte Tochter mit einem Beil geköpft. Die Absicht, auch die übrigen fünf Kinder zu ermorden, wurde dadurch vereitelt, daß sich Krefft seine eigene linke Hand mit dem Beil abschlug. Aufgehoben handelt es sich um die Tat eines Geisteskranken.

Wie Leutnant v. Forstner Schule macht. In Osterode gingen einige Buchdrucker spazieren. In einer Straße sahen sie, daß ein Artillerist von einem Unteroffizier angehalten wurde. Die Buchdrucker blieben stehen, da sie den Vorgang beobachten wollten. Da erklärte ihnen aber der Herr Unteroffizier, sie sollten machen, daß sie fortkämen, worauf ihn

